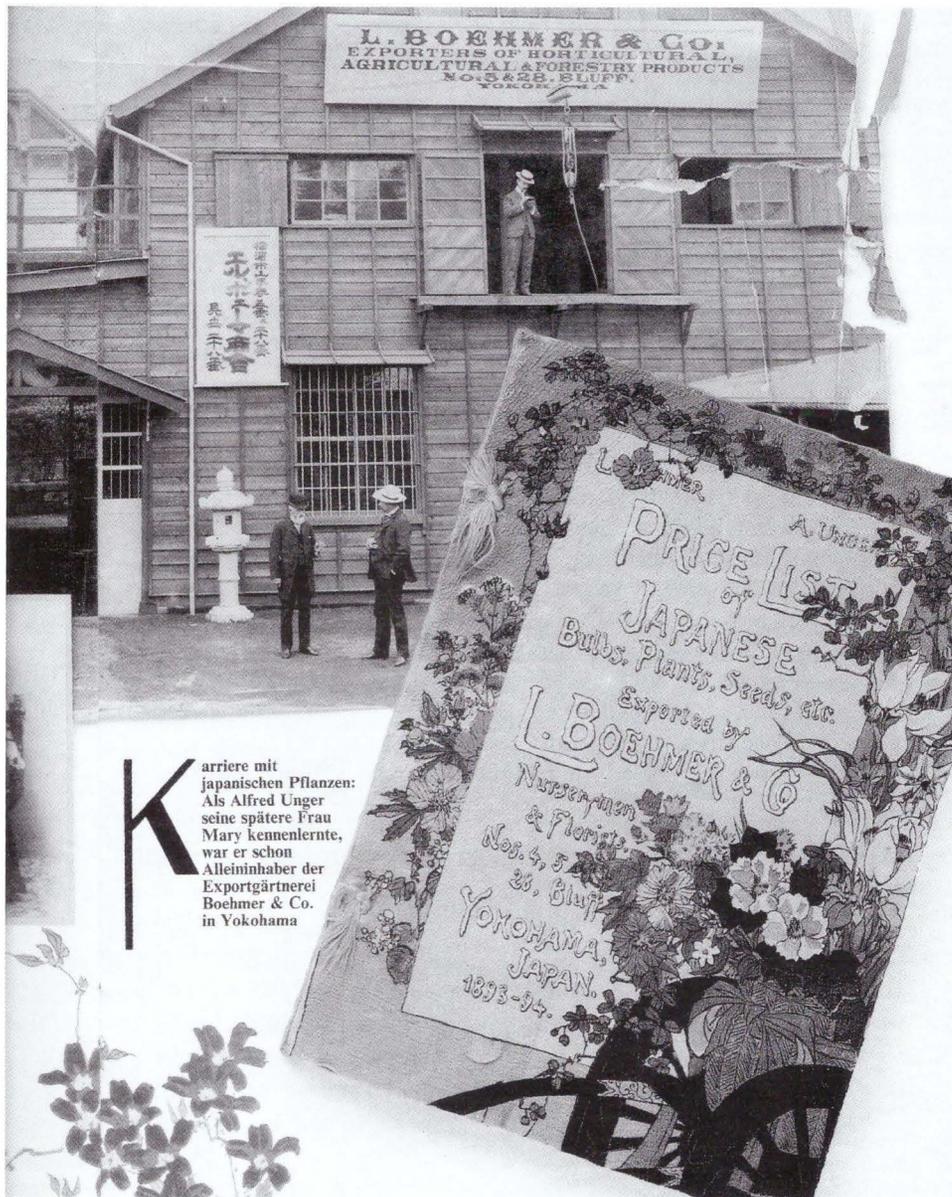


StuDeO

Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien e.V.



Karriere mit japanischen Pflanzen: Als Alfred Unger seine spätere Frau Mary kennenlernte, war er schon Alleininhaber der Exportgärtnerei Boehmer & Co. in Yokohama

Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien e.V.
(StuDeO)

侨居东亚生活资料集

Homepage: www.studeo-ostasiendeutsche.de

Gegründet wurde StuDeO als gemeinnütziger Verein 1992 von Ostasiendeutschen mit dem Ziel, die Verbindung mit Ostasien wachzuhalten, zurückblickend auf die eigenen Erinnerungen und offen für den ständigen Wandel. StuDeO hat sich die Aufgabe gestellt, die Kontakte zwischen den deutschsprachigen und asiatischen Kulturkreisen aufrechtzuerhalten, neue zu knüpfen und Zeitzeugnisse zu sammeln, um sie für die Nachwelt zu bewahren und der Forschung zur Verfügung zu stellen.

Bitte unterstützen Sie unsere Arbeit und werden Sie Mitglied im StuDeO.

Jährliche Mitgliedsbeiträge, jeweils fällig im ersten Quartal des laufenden Jahres bzw. bei Beitritt innerhalb von drei Monaten

Einzelpersonen € 20 / US \$ 25 / CAN \$ 31
Ehepaare € 27 / US \$ 34 / CAN \$ 42 / juristische Personen € 75

Konto Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien (StuDeO)
Konto-Nr. 7602 308, Postbank Hannover, BLZ 250 100 30;
IBAN: DE63 2501 0030 0007 6023 08, BIC: PBNKDEFF

Konto in den USA Members in North America are requested to send payments in the form of checks – made out to Bernd W. Sandt – to Bernd W. Sandt, PhD

Auf Überweisungen und Schecks, Inland und Ausland, bitte „Mitgliedsbeitrag“ oder „Spende“ vermerken und Absender angeben. Beiträge und Spenden sind steuerlich abzugsfähig, bis € 200 gilt der Überweisungsbeleg als Nachweis. Für höhere Beträge stellt die Schatzmeisterin Spendenbescheinigungen aus.

Bitte richten Sie Ihre **Beitrittserklärung** schriftlich an Karin Bolognino.

StuDeO unterhält das von seinem Gründer hinterlassene **Wolfgang Müller Haus** in Kreuth/Oberbayern. Es dient als Begegnungsstätte für Ostasienfreunde und birgt auch das Archiv. Wünsche, es zu besuchen, um dort zu recherchieren oder es als Ferienhaus zu mieten (pauschal € 25,00 pro Tag), richten Sie bitte an die Verwalterin Renate Jährling ***

Impressum	HERAUSGEBER	REDAKTION
StuDeO-INFO ISSN 1866-6434	Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien e.V. (StuDeO)	Ernst-Dietrich Eckhardt

Die StuDeO-INFOs erscheinen dreimal pro Jahr.
Redaktionsschluß jeweils 15. Februar / 15. Juli / 15. Oktober

Bitte richten Sie Ihre Manuskripte an die Archiv-Sammelstelle in Eichenau z.Hd. von Renate Jährling. Durchsicht und eventuelle Kürzungen vorbehalten.

Titelbild – Firmengebäude und Preisliste 1893-94 der Exportgärtnerei L. Boehmer & Co., Exporters of Horticultural, Agricultural & Forestry Products, Nos. 4, 5 & 28 Bluff, Yokohama. Näheres siehe Titelgeschichte S. 3-6.

(***) **Hinweis:** der Klarname des Autors erscheint nur in der Druckausgabe

StuDeO-Vorstand

VORSITZENDER
Dr. Dieter Lorenz-Meyer †

KOMMISS. VORSITZENDE
Archiv-Sammelstelle
Renate Jährling

SCHATZMEISTERIN
Elke Meller

SCHRIFTFÜHRERIN
Karin Bolognino

REDAKTION
Ernst-Dietrich Eckhardt

FOTOTHEK

SONDERAUFGABEN
Henning Blombach

KONTAKTE SHANGHAI
Peter Cortum

KONTAKTE SÜDCHINA
Pastor Reinhard Gilster

Alfred Unger – ein Gärtner auf Reisen Exportgärtnerei L. Boehmer & Co. in Yokohama

Marianne Beuchert und Siegfried Kehl

Dieser Aufsatz erschien im F.A.Z.-Magazin 13.11.1987, hier nachgedruckt qua Lizenz zum einmaligen Nachdruck des „Frankfurter Allgemeine Archivs“ vom 22.4.2010.

Marianne Beuchert (1924-2007) war eine Frankfurter Floristin und Gärtnerin und seit 1977 publizistisch tätig. 1983 veröffentlichte sie ihr Buch „Die Gärten Chinas“, das 1996 in Peking in chinesischer Übersetzung erschien.

Mit einem fröhlichen Schwenken des Hutes, aber etwas unsicheren Schrittes verließ der alerte blonde Hüne die kleine Dampfschaluppe, die ihn durch einen Taifun zum Hafen der südjapanischen Korallen-Insel Okinawa gebracht hatte. Sicher fühlte er sich im Augenblick nur in einem: am Ziel seiner Wünsche zu sein, mitten im Abenteuer „unbekannte Welt – Japan“. Es waren etwa zwanzig Jahre vergangen, fast genauso viele, wie der junge Deutsche alt war, seit das Land der aufgehenden Sonne sich unter dem Druck Amerikas zögernd den Ausländern geöffnet hatte.¹ Tief waren Mißtrauen, aber auch Neugier vor allem in der ländlichen Bevölkerung verwurzelt. Es waren zwei völlig fremde Welten, die einander da begegneten: der tatendurstige, kräftige deutsche Gärtner Alfred Unger, Sohn eines Landarztes in Nordhausen [Thüringen], und die zierlich gewachsenen, sehr armen, bis dahin ganz isoliert von der Außenwelt lebenden Menschen dieser weit von den Zentren japanischer Macht, Kultur und Reichtum entfernten Inseln.

Ohne Kenntnis der Sprache des anderen stand man einander gegenüber. Unger war ein hilfloser Alphabet in der japanischen Schrift. Mühsam hatte man für ihn einen Dolmetscher finden können, der ein wenig Englisch sprach. Träger begleiteten ihn. Die vier kräftigsten schleppten schwer an einer großen, geheimnisvollen Kiste. Es zeigte sich, daß ihr Inhalt noch wichtiger war als Sprachkenntnisse: Geld, japanisches Geld in seiner allerkleinsten Münzeinheit von je einem Rin, was nach dem damaligen Wechselkurs dem Betrag von vier Tausendsteln einer Reichsmark entsprach. Zehn solcher Münzen waren gerade vier Reichspfennig wert. Man hatte Unger gewarnt: diese Inseln seien

sehr arm, höhere Zahlungseinheiten würden als „unbekanntes“ Geld zurückgewiesen.

Was trieb den jungen Mann hierher? Zum Beruf des Gärtners hatte er gewissermaßen per Katalog gefunden. Kurz vor dem Abitur, in der schwierigen Phase der Entscheidung über die Richtung des zukünftigen Lebensweges, sah er auf dem Schreibtisch seiner Mutter eine Preisliste der damals weltbekanntesten Gärtnerei J. C. Schmidt in Erfurt. Die Rückseite zierte eine Abbildung des prächtigen betriebseigenen Palmenhauses. In diesem Augenblick sei die Entscheidung gefallen, hat er später oft erzählt. Er habe sofort gewußt, nur dieser Beruf könne seinen Schönheitssinn, sein Fernweh, seine Lust am Abenteuer stillen und seine romantischen Träume erfüllen. Tatsächlich gelang es dem Vater, ihn als Lehrling bei J. C. Schmidt in Erfurt unterzubringen: auf seine Frage, wie lange die Lehrzeit dauere, gab der Chef zur Antwort: „So lange, bis du genug kannst.“ Nun, er erhielt seinen Gesellenbrief schon nach zwei Jahren, und mit einem Umweg über Spanien, wo er die Orchideen des deutschen Konsuls pflegte, sandte ihn seine Lehrfirma für zunächst drei Jahre nach Japan. Damals stand einem tüchtigen jungen Gärtner auf ganz andere Weise als heute die Welt offen.

Nicht nur der Adel hatte seine privaten „Gutsgärtnereien“. Im aufkommenden Industriezeitalter gehörten Gewächshäuser mit möglichst vielen, möglichst unbekanntesten Pflanzen und große Parkanlagen zum guten Ton all derer, die sich zur neuen Oberschicht zählten. Dieselben Personen waren es auch, die sich in mondänen Kurorten trafen und für die ein ausgedehnter Kurpark eine Selbstverständlichkeit war. Die besten Fachleute für die Anlage der Gärten, die Beschaffung und Pflege der Pflanzen wurden reich belohnt, nicht nur mit Geld. Mit Titeln, Orden und Ehrungen wurden die Köpfe unter den Gärtnern überhäuft, in Frankreich wurden Gärtner Ritter der Ehrenlegion, Unger war später Träger des preußischen Kronenordens.

Zudem entstanden in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts [des 19. Jh.] in allen großen Weltstädten Botanische Gärten. Der Bedarf nach immer neuen, einer breiteren Schicht noch unbekanntesten exotischen Gewächsen konnte von einzelnen Pflanzensammlern nicht mehr befriedigt werden, der europäische Gartenbau brauchte lieferfähige Partner in Übersee, die sowohl gute Pflan-

¹ Die USA verlangten 1853/1854 von Japan, einen Hafen für den Handel zu öffnen. Die Verfasser meinen aber wohl die damals etwa zwanzig Jahre zurückliegende „Erneuerung der Meiji-Zeit“ ab 1868. Alfred Unger, geb. 1865, muß um 1885 nach Japan gekommen sein.

zenkenner als auch gute Organisatoren waren. Die Firma J. C. Schmidt in Erfurt wollte sich in dem jungen Unger einen solchen Fachmann heranbilden.

Sie wurde nicht enttäuscht. Zwar hatten die unternehmerischen Inhaber bereits einen Vertragslieferanten in Yokohama, den deutschen Gärtner Louis Boehmer, doch dieser brauchte Unterstützung. Boehmer war fast zwanzig Jahre älter als Unger, war über Amerika schon drei Jahre nach der Öffnung Japans als Regierungsberater (eine Frühform des Entwicklungshelfers) zusammen mit verschiedenen anderen Fachleuten zur Erschließung der nördlichsten Insel Hokkaido ins Land geholt worden. Seine Aufgabe als Obstbauberater hatte er glänzend erfüllt, und er hatte genug dabei erfahren, um als Gärtner die großen Chancen zu erkennen, die in einem Export japanischer Pflanzen lagen.

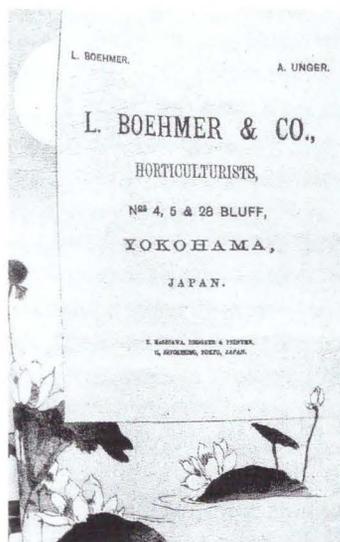
Er lieferte zunächst in erster Linie Cycas-Stämme nach Erfurt. Die Wedel dieser Palme waren damals als Sargschmuck sehr beliebt, aber nur schwer zu beschaffen. Hatten sie einst nur „gesalbte“ Tote geschmückt, Könige und Fürsten, so wollten im neunzehnten Jahrhundert, dem Jahrhundert des Bürgertums, wenigstens im Tod alle gleich sein und an der Zier, die Dauer symbolisierte, teilhaben. Ursprünglich hatte man die Palmen aus Kuba bezogen, wo sie eigens für den europäischen Markt angebaut wurden, doch dann hatte ein findiger Sachse, Albert Wagner mit Namen, entdeckt, daß sie auf den südlichen japanischen Inseln ihre Heimat hatten und in großen Wäldern wild wuchsen. Er begann, die Jahrhunderte alten Stämme aus den Felsen zu hauen und nach Europa zu verschiffen. Durch welche Wirtschaftsspionage auch immer, bald wußten auch andere von der günstigen Quelle, und Wagner war gewiß nicht begeistert, als er dem tatkräftigen Unger begegnete, der im Auftrag der Firmen J. C. Schmidt und L. Boehmer im Cycas-Wald von Amami-Oshima Palmen kaufte. Da die längsten Wedel die besten Preise erzielten, waren beide Herren bemüht, die größten Palmen für sich zu reservieren.

Doch bald veränderte sich der Cycas-Markt völlig. Nachdem die fertig verpackte vierte Sendung samt Schuppen aus nie geklärten Gründen am Tag vor der Verschiffung abgebrannt war, machte man sich in Deutschland und Japan Gedanken, wie das ganze Geschäft billiger und umweltschonender abzuwickeln sei. Man kam darauf, auf der Insel nur die Wedel zu ernten, zu pressen und zu trocknen und sie in Deutschland wieder nachzufärben.

Mittlerweile hatte auch die ständig wachsame Steuerbehörde entdeckt, daß mit diesem Totenschmuck Geld zu verdienen war, das dem Staat nützen konnte. Die nicht unerhebliche Einfuhrsteuer

er von zweihundertfünfzig Reichsmark für hundert Kilogramm Cycas-Wedel wurde beschlossen. Es kam in den Jahren zuvor zu so großen spekulativen Importen, daß der Markt danach völlig zusammenbrach, zumal Lebensstil und Zeitgeist sich änderten und bald weder die deutsche Steuerbehörde noch die Importeure noch die Japaner an Cycas etwas zu verdienen fanden.

Aus all diesen Gründen war ein ständiger Vertreter auf der südlichen Insel nicht mehr nötig, und Ungers Tatkraft wurde für neue Aufgaben frei. Er beschreibt, wie er alle ihm nur irgend zugänglichen Blumenausstellungen Japans besuchte, wie das Land mit seinem Pflanzenreichtum ihn förmlich aufzog. Auf besonders glückliche Weise vereinigten sich in dem jungen Deutschen so unterschiedliche Eigenschaften wie Mut, Tatkraft, Organisationsstalent und Durchsetzungsvermögen einerseits und tiefes Interesse an Botanik sowie ein großes ästhetisches Empfinden andererseits. Außerdem hatte er einen gesunden Geschäftssinn.



1892 wurde Alfred Unger Teilhaber der Exportgärtnerei L. Boehmer. Nach zwei Jahren starb der Partner bei einem Kuraufenthalt in Deutschland, und Unger war mit noch nicht dreißig Jahren Alleininhaber der Firma, die damals schon weit hin bekannt war – ihre größte Ausdehnung und Bedeutung jedoch erst

durch Ungers Tüchtigkeit und Ausstrahlung erhielt.

Für den kecken jungen Gärtner war das aufregende Leben in dem fernen Land keineswegs ohne Probleme. Er hatte beobachtet, wie Heimweh nach Deutschland Boehmer zum Alkoholiker gemacht hatte, daß die schönen Geishas Japans ihn nicht nur mit ihrer Liebe, sondern auch mit jener Krankheit beschenkt hatten, an der er dann in Deutschland starb. Das waren Dinge, die Unger nicht wollte, dafür war er zu energiegeladen, geradlinig, preußisch. Sein Traum war ein weltweites Handelsgeschäft mit Pflanzen, das häufige Reisen erforderte (die über Amerika nach Europa ja immer einige Monate Zeit in Anspruch nahmen), um so oft wie möglich, wenn auch nur für Wochen, in Deutschland zu sein. Ganz bewußt baute er die Geschäfte mit Amerika, England und Frankreich aus, nur auf

den langen Reisen schmiedete er neue Pläne oder löste Verpackungs- und Transportprobleme, in ständigem Kontakt mit seinen Abnehmern.

Auf einer dieser Reisen zwischen New York und Hamburg stand er an der Reling und hörte plötzlich aus dem Musiksalon deutsche Volkslieder. Er fand – wie hätte es anders sein können – ein entzückendes junges Mädchen am Klavier, Mary E. Babbit, eine Amerikanerin, die in Heidelberg studierte. Offenbar war Unger in den entscheidenden Momenten seines Lebens ein Mann schneller Entschlüsse. Als sie in Hamburg von Bord gingen, sagte er: „Mary, in einem Jahr bin ich wieder da und hole dich!“ Tatsächlich wurde ein Jahr später, an Kaisers Geburtstag am 27. Januar 1900, Hochzeit gefeiert. So war das damals: Wenn man schon international heiratete, dann wenigstens zu einem nationalen Datum.

Der „schöne Blumenkatalog“, der Unger zu seinem Ruf gebracht hatte, ließ ihn natürlich nicht ruhen. Ehrgeizig, wie er war, wollte er noch schönere Kataloge als seine Lehrfirma haben. Wie er selbst in einem Vorwort schreibt, beauftragte er „den besten lebenden japanischen Illustrator, T. Hasegawa, Tokyo“, der auch den Druck übernahm. Ganz eigenartig mutet uns heute das fein geschrumpfte Papier an, das sich aber als ungewöhnlich strapazierfähig noch nach fast hundert Jahren erweist.

Um die Kataloge sowohl in Japan wie in China, in Rußland wie in der westlichen Welt verwenden zu können, wurden die Namen der Pflanzen und die Bestellnummern jeweils in der Schrift des Landes mit einem ordinären Gummistempel mit blauer Farbe eingestempelt. Eine ziemlich barbarische Behandlung der Kataloge, die heute eine außerordentlich seltene, bibliophile Kostbarkeit sind. Immerhin machten sie die Höfe von Rußland, Wien, Berlin, Rom und London zu seinen ständigen Kunden. In der Welt der Gärtner war Unger eine der wichtigsten Figuren geworden. Über viele Untervertreter in seinen Abnehmerländern wickelte er seine Geschäfte ab. Als die Deutschen Tsingtau [1897] besetzten und die abgeholzten Berge wieder aufforsten wollten, holte die neue Forstverwaltung sich Rat und Samen bei Unger. Heute sagen die Chinesen lachend: Die Deutschen haben uns Bier und Akazien hinterlassen – die letzteren ein Erbe von Alfred Unger. Als in Schottland die Lärchenwälder schwer erkrankten, empfahl Unger, die japanische Lärche, *Larix leptolepis*, anzubauen. Aus den ursprünglich gelieferten fünfzig bis sechzig Kilogramm Samen wurden rasch Tonnengewichte. Die deutsche Baumschule L. Hesse in Weener/Ems zählte zu den bevorzugten Kunden. Sie war schon

damals auf seltene ausländische Gehölze spezialisiert. Vom Emsland gingen die aus den japanischen Samen erzielten Bäume wiederum in viele andere Länder. So stammt ein großer Teil der Bepflanzung der Kuranlagen von Meran aus Weener

oder von Boehmer & Unger, Japan, via Hesse [in] Weener.

Boehmer & Co. besaß große Landflächen in Yokohama, aber auf diesem Gelände konnte Unger trotzdem niemals genügend Pflanzen und Zwiebeln produzieren. Überall in Japan hatte er sich qualifizierte Gärtner gesucht, Kolonnen zum Sammeln von Saatgut am Wildstandort ausgebildet und organisiert, Bauern dazu gebracht, unter Umständen eine einzige Pflanzenart für ihn in großen Mengen zu kultivieren. Mehr



als zweihundert solcher Lieferanten kamen nach Yokohama, als Unger das fünfundzwanzigjährige Bestehen der Firma L. Boehmer & Co. feierte.

Bei so vielen Unterlieferanten ist es selbstverständlich, daß es immer wieder Schwierigkeiten gab. Man begann gerade erst, Erfahrungen mit großen Monokulturen von Zierpflanzen zu machen, und war ganz überrascht und auch zunächst hilflos gegenüber ihrer Krankheitsanfälligkeit. Als eines Tages eine Schadpilzinfektion Hunderttausende von Lilienzwiebeln zerstörte (Unger exportierte allein nach Amerika jährlich vier Millionen Zwiebeln von *Lilium longiflorum*, die in den Vereinigten Staaten ein Ostersymbol ist), einigten sich alle beteiligten Gärtner darauf, auf einer Insel, auf der es bis dahin keinen Lilienanbau gegeben hatte, gemeinsam zu produzieren.

Doch alle Hoffnungen, die man auf den jungfräulichen Boden setzte, wurden rasch zerstört. Der Erfolg war niederschmetternd. Die kranken Zwiebeln, die man auf den frischen Boden brachte, gesundeten nicht, sondern es kam zu einer völligen Verseuchung und zu einem Totalverlust des Pflanzgutes. Die Regierung mischte sich ein, da Japan diesen bedeutenden Exportzweig nicht verlieren wollte. Nach langwierigen Beratungen entschlossen sich die Beteiligten, ganz neue Bestände aus Wildwuchs von *Lilium longiflorum* aufzubauen und diese jungen Bestände ebenfalls auf den Inseln ihres natürlichen Vorkommens gärtnerisch zu

pflegen. Dieser Versuch gelang, und das christliche Amerika erhielt – allerdings nach jahrelanger Unterbrechung – weiterhin seine weißen Osterlilien aus dem buddhistischen Japan.

In seinen mehr als zwanzig Lebensjahren in Ostasien traf Unger auf viele Originale, denen die alte Heimat zu eng geworden war. Besonders interessierten ihn natürlich die vielen Pflanzenliebhaber und -sammler, die in dieser Zeit Asien bereisten. Der englische und deutsche Adel reiste mit seinen Hofgärtnern, doch Unger begegnete auch Leuten wie Reginald Farrer, die die Pflanzenjägerei zu ihrem Beruf gemacht hatten. Oder es gab da etwa Doktor Henry, einen englischen Zollbeamten in China, dessen Sammelleidenschaft die Gärten das riesenwüchsige *Lilium henryi*² vom Oberlauf des Yangtse verdanken.

Albert Ballin, Generaldirektor der HAPAG, nannte die Firma Boehmer & Unger in Yokohama den größten Verschiffer Japans und lud die Familie im Frühling 1906 zu einem Besuch der alten Heimat ein. Die Kabinen waren für sie auf einem der neuesten und modernsten HAPAG-Schiffe gebucht. Der Herr Generaldirektor hätte das im eigenen Interesse besser nicht getan.

Unger kam mit Frau und Kindern, um sie der deutschen Familie vorzustellen. Sie verbrachten den Mai im Harz – und das Erlebnis dieses Monats in Deutschland traf Unger mitten ins Herz. Die Liebe zu Deutschland, zu dem, was ihm letztlich doch seine Heimat schien, packte ihn so intensiv, daß er zusammen mit seiner Frau den Entschluß faßte, alles in Japan und China zu verkaufen und nach Deutschland zurückzukehren. Eine gewisse Rolle mag dabei gespielt haben, daß der Zeitgeist in Japan sich gewandelt hatte. Fast fünfzig Jahre nach der Öffnung war die Neugier auf die Fremden zunächst einmal befriedigt. Vor allem nach dem russisch-japanischen Krieg [1904-1905] schlugen Sympathie und Bewunderung in Fremdenhaß um. Und Unger hatte sich in Japan nicht nur Freunde gemacht.

Er kaufte für sich und seine Familie ein Haus in Heidelbergs schönster Lage, am Schloß-Wolfsbrunnenweg, mit einem großen Grundstück, das er bald in einen japanischen Garten verwandelte. Neben Gehölzen, Zwiebeln und Samen importierte er

aus Japan auch einen zuverlässigen Gärtner und eine Kinderfrau für seine Kinder. Die beiden Japaner waren hervorragend für Fotostaffagen vor blühenden Iris oder einer glycinienberankten Pergola geeignet. Sein Garten mit Steinlaternen, Brücken und reicher japanischer Flora wurde in Kürze fast ein vollwertiger Ersatz für den schönen Katalog – und er wurde zu einem Treffpunkt nicht nur von Japan-Freunden, sondern von Originalen der Zeit, die, angeregt durch Unger, nun ebenfalls große Gärten am Schloß-Wolfsbrunnenweg schufen, so daß dieser enthusiastisch bald „die schönste Straße Deutschlands“ genannt wurde. Hier wohnte Carl Bosch neben Professor Schmeil, mit dessen schmalen Bändchen „Schmeil-Fitschen“ meine Generation alle Grundkenntnisse in Botanik lernte,³ und es wuchs dort im Elternhaus der „Baumeister des

Führers“, Albert Speer, heran. Es war ein reges freundschaftliches Hin und Her zwischen den Nachbarn.

Unger importierte nun nach Deutschland, was er zuvor exportiert hatte. In den zwanziger und dreißiger Jahren war Japan ein viel beachtetes Land, das „Freundesland im Osten“, auf allen Gartenschauen wurden japanische Gärten gezeigt, Bonsai und Ike-

bana erregten große Aufmerksamkeit, obwohl der Kreis der wirklichen Interessenten noch klein war. Anderes stand damals im Vordergrund. Unger hielt schon 1937, als Zweiundsiebzigjähriger, den Krieg für unvermeidlich und riet seinem Sohn, ins Ausland zu gehen. China wurde bis in die fünfziger Jahre dessen Heimat.⁴

Unger starb 1938 nach einem Leben voll Fernweh und Unternehmungsgeist einen Tod, der in den Rahmen dieses Lebens paßt: im Hamburger Hafen, im Paternoster. Fuhr er aufwärts oder abwärts?

³ Otto Schmeil (1860-1943), Biologe und Pädagoge. „Schmeil-Fitschen“ beschreibt die „Flora von Deutschland und seinen angrenzenden Gebieten“, 1904 zusammen mit J. Fitschen veröffentlicht.

⁴ Alfred und Mary Unger hatten zwei Kinder, eine Tochter, die in Deutschland blieb, und einen Sohn, Eddy, von Beruf Ingenieur. Er bewarb sich bei Carlowitz in Tientsin (siehe StuDeO-INFO April 2009, S. 24ff.) und heiratete Esther Gehrman, die 1921 in Tientsin geboren war. Eddy und Esther Unger übersiedelten 1951 nach Deutschland, um später ihren Lebensmittelpunkt in Japan zu finden.



² Henrys Lilie kann 2,40 m hoch werden.

Postsekretär Hermann Hinzpeters Aufenthalt in China von 1909 bis 1920

Regine Oswald

Mein Großvater, Herrmann Hinzpeter, wurde am 10. August 1884 in Güstrow/Mecklenburg als Sohn eines Eisenbahnsekretärs geboren. Nach Abitur, Einjährig-Freiwilligem (Militärdienst) und Ausbildung zum Postbeamten besuchte er im Wintersemester 1908/1909 zusammen mit Max Albrecht („Mäxchen“) Schmidt (späterer Kollege in Tsingtau) das Orientalische Seminar in Berlin zur Vorbereitung seines Auslandseinsatzes.

Mein Großvater reiste im Februar 1909 mit der transsibirischen Eisenbahn und dann mit dem Schiff nach Tsingtau, wo er am 5. März 1909 eintraf. Er trat dann seinen Dienst bei dem Kaiserlichen Deutschen Postamt in Tsingtau als Postbeamter an. Dort lernte er seinen Kollegen August Boerter kennen. Im nächsten Jahr (1910) baute er zusammen mit Postinspektor Ludwig Schulz ein Wochenendhaus im Lauschan: die Villa Hinzpeter oder, wie sie in der Familie hieß: die Villa Bergfrieden.

Er war sehr an Land und Leuten interessiert und unternahm von Tsingtau aus in seiner freien Zeit viele Reisen. Ab dem 20. August 1910 verbrachte er einen dreiwöchigen Urlaub in Japan, wo er zunächst u.a. Nagasaki und die heißen Schwefelquellen von Unzen besuchte und den Mount Unzen bestieg. Dann reiste er weiter zur Insel Miyajima und besuchte den It-sukushima-Schrein. Seine Reise führte ihn schließlich bis nach Kyoto. Im Februar 1911 reiste er über Tientsin nach Peking, weiter zu den berühmten Ming-Gräbern und bestieg auch die Große Mauer. Im Mai 1912 machte er Urlaub bei August Boerter in Tsinanfu (heute Jinan) und bestieg von dort aus den Taischan und besuchte das Grab des Konfuzius. Für rund zehn Monate (August 1912 bis Juni 1913) war er nach Shanghai an das dortige deutsche Postamt abgeordnet. Diesen Aufenthalt nutzte er zu vielen Ausflügen in die Umgebung, u.a. nach Suzhou, dem „Venedig des Ostens“. Von all diesen Reisen hat er viele Fotos (noch auf Glasplatten) mitgebracht. Zu Hause in Tsingtau verfolgte er an der Pferderennbahn die Rennen, die u.a. von seinen Kameraden bestritten wurden. Er selbst nahm an Geher-Wettbewerben teil (einmal 3. Preis mit schönem, von Chinesen handgearbeitetem Pokal) oder spielte in einer Theatergruppe.

Im Juni 1913 war es dann Zeit für den langersehnten Heimaturlaub (er stand Beamten nach vier Jahren Dienstzeit im Ausland zu). Die Zeit in Berlin nutzte er für seine Weiterbildung und schloß sie mit der Prüfung zum Postsekretär ab. Außerdem verlobte er sich mit Elisabeth Radke. Im November 1913 reiste er mit der Transsibirischen Eisenbahn nach Tsingtau zurück.



*Hermann Hinzpeter
vor der Villa Bergfrieden*

Die Haarnetzfirma

Bald nach seiner Rückkehr gründeten August Boerter und Wilhelm Niggemann gemeinsam mit meinem Großvater eine Firma, die Haarnetze nach Europa, aber wohl vor allem in die USA exportierte.

1912, nach der chinesischen Revolution, mußten sich alle chinesischen Männer ihren „Mandschu-Zopf“ abschneiden. So war genug Material vorhanden, und die geschickten Chinesinnen wurden im Knüpfen von Haarnetzen unter-

wiesen. Die in Heimarbeit gefertigten Haarnetze wurden von den Mitarbeitern der Firma Boerter & Niggemann abgeholt und weiterverarbeitet (sortiert, gefärbt etc.) und dann verschifft. Die „westlichen“ Damen trugen damals oft kunstvolle Hochfrisuren, die mit Haarnetzen vor Windstößen und anderen Störungen geschützt werden mußten.

Mein Großvater war wohl eher stiller Gesellschafter, während die Inhaber August Boerter und Wilhelm Niggemann für das operative Geschäft zuständig waren.¹ Die Firma war sehr erfolgreich. Beim Angriff der Japaner auf Tsingtau 1914 war Boerter zum Glück auf Geschäftsreise in den USA. Im Krieg gingen die Geschäfte naturgemäß zurück, aber auch in dieser schwierigen Zeit stand die Firma in geschäftlichen Beziehungen zu Abnehmern in den USA, bis im Jahr 1917 auch die USA in den Krieg eintraten.

¹ Der Eintrag im Firmenverzeichnis des „Adressbuchs des Kiautschou-Gebiets, Juli 1914“ lautet: Boerter, A., Tsinanfu, Export und Import.

Im Jahre 1922 war Boerter wieder groß im Geschäft und wurde der „Haarnetzkönig von Shandong“ genannt.² Er hat damals aus den USA u.a. von den Gimble-Brothers, den Kaufhauskönigen (mit ihrer Kette von Departmentstores überall in den USA einschließlich dem Nobelkaufhaus Saks auf der 5th Avenue), einen Großauftrag über mehrere Millionen Dollar erhalten. Boerter mußte also auch für die Gimble-Brothers Haarnetze in China fertigen lassen und sie in die USA verschiffen.

1927 trennt sich Niggemann von Boerter und gründet eine eigene Firma, W. Niggemann & Co., die sich dann wohl hauptsächlich in Chefoo (heute Yantai) etablierte.

1932 muß August Boerter seine Firma liquidieren³ und bedauert das in einem Brief an meinem Großvater, weil er weiß, daß die Liquidation auch seinen stillen Teilhaber hart trifft. Ob es aus politischen (Warlords in China) oder weltwirtschaftlichen Gründen (Oktober 1929, schwarzer Freitag) oder wegen des aufkommenden Bubikopfs (Haarnetze überflüssig machend) zum Aus kam, läßt sich nicht mehr klären.

Der Angriff der Japaner auf Tsingtau 1914

Nun zurück zum weiteren Lebensweg meines Großvaters. 1914 griffen die Japaner Tsingtau/Kiautschou an und zerstörten auch die „Villa Bergfrieden / Hinzpeter“. Eine Granate schlug außerdem in der Wohnung meines Großvaters in Tsingtau ein. Er hatte noch die ehrenvolle Aufgabe, zusammen mit Mäxchen Schmidt und dem Postdirektor Philipp die Deutsche Kaiserliche Post in „geordnetem Rückzug“ den Japanern zu übergeben. In der Nacht vom 6. auf den 7. November 1914 mußten die Postbeamten und die abkommandierten Soldaten trotz Beschuß der Japaner im Postgebäude ausharren und u.a. den Telegrafanten bedienen. Kurz vor Mitternacht traf eine Granate das gegenüberliegende Gebäude (darin die Wohnung meines Großvaters), und die herumfliegenden Balken und Steine beschädigten das Postgebäude, Fensterscheiben gingen zu Bruch. Das war – nach den Schilderungen von Postdirektor Philipp in seinem Bericht an das Auswärtige Amt – eine nervenaufreibende, ja gefährliche Nacht. Am 16. November 1914 war die Übergabe des Postamtes an die Japaner dann vollzogen. Anfang Dezember er-

² Eintrag im ADO 1926-1927: Firma Boerter & Niggemann; August Boerter in Tsinanfu und Wilhelm Niggemann (Teilhaber) in Chefoo. Weitere Filialen genannt in Tsingtau, Weihaiwei (heute Weihai) und Chengchow/Prov. Honan.

³ August Boerter arbeitete danach in der Teppichfabrik „The Tsingtau Carpet Factory“ (Inhaber Walter Ohlwein) in Tsingtau.

hielten die Beamten endlich, nach mehrmaliger Mahnung von Postdirektor Philipp, die Erlaubnis, nach Shanghai auszureisen.

Der Aufenthalt in Shanghai

Mein Großvater lebte dann in Shanghai, und zwar zuerst im Hotel Kalee, anschließend in der Pension Bloch und später in einer eigenen Wohnung in der Bubbling Well Road. Vielleicht konnte er noch bis August 1917 bei der Deutschen Kaiserlichen Post in Shanghai arbeiten, die erst dann aufgrund des Kriegseintritts von China geschlossen werden mußte.



Nanking Road, Shanghai

Seine Verlobte, Elisabeth Radke, reiste zusammen mit Nanny Boerter und deren Tochter Gerty, damals 4 Jahre alt, im August/September 1915 – es war Krieg, und sie erwischten gerade noch den letzten Dampfer, der in die USA fuhr – um die halbe Welt: von Berlin bis Rotterdam mit dem Zug, dann mit der „MS Rotterdam“ nach New York, von dort mit dem Zug über die südliche Route nach San Francisco (den Besuch der Weltausstellung ließen die beiden sich nicht nehmen) und weiter mit der „SS Mongolia“ über Honolulu (Hawaii) und Yokohama nach Shanghai, um meinen Großvater zu heiraten.

Die Hochzeit fand am 25. September 1915 in Shanghai statt (Trauzeugen Arnold Steffen und Mäxchen Schmidt). Das junge Paar unternahm viele Ausflüge in die Umgebung von Shanghai, u.a. nach Suzhou und Hangzhou, wo sie den Westsee und die schönen Pagoden besuchten.

In Shanghai kamen dann meine Tante (Februar 1917) und meine Mutter (Juli 1918) zur Welt. Während dieser Zeit lebte die Familie quasi auf gepackten Koffern, da die Engländer immer wieder versuchten, Deutsche zu internieren und mit Seelenverkäufern nach Australien zu verschiffen.

Die glückliche Rettung in Tsinanfu

Sechs Wochen nach der Geburt meiner Mutter, im August 1918, mußte die Familie aus Shanghai flie-

hen, da die Engländer wohl wieder einmal die Chinesen veranlaßten, alle noch im Lande befindlichen wehrfähigen deutschen Männer ausfindig zu machen und zu verhaften.

Meinem Großvater gelang die Flucht mit seiner Familie in einer zweitägigen Bahnreise nach Tsinanfu, obwohl er inzwischen an der tropischen Amöbenruhr litt. Seine Frau und das neugeborene Baby waren an Ruhr erkrankt. Er lebte dann dort mit seiner Familie im Hause seines Freundes August Boerter. Auch in Tsinanfu wurde von den Engländern und Chinesen nach wehrfähigen deutschen Männern gesucht. Beide bekamen einen Wink und konnten sich in der Klinik eines mit ihnen befreundeten Arztes verstecken.

Es geschah bald darauf, daß ein ganzer Trupp chinesischer Soldaten mit ihren Vorgesetzten vor dem Gittertor des Boerter'schen Grundstücks sehr energisch Einlaß begehrte. Der erschrockene Kaimendi (Torhüter) ließ sie in den Hof ein, schickte aber schnell eine Nachricht an Frau Boerter und meine Großmutter. Die ließen sofort, längst auf so etwas gefaßt, das ganze Haus fest verschließen. (Es waren u.a. vier Kleinkinder und die sechsjährige Gerty darin.) Der ganze Hof und der Garten waren nun voll von Soldaten, deren Vorgesetzte mit lauter Stimme Einlaß zwecks Durchsuchung des Hauses nach den beiden Männern forderten. Meine Großmutter begab sich nun auf die Veranda im ersten Stock, trat an die Brüstung und fragte, was das Ganze zu bedeuten habe. Einer der Offiziere erklärte, er habe den Auftrag, die Herren Boerter und Hinzpeter zu verhaften, und daß er deshalb das Haus durchsuchen müsse.

Meine Großmutter antwortete sinngemäß: Wie sie, die Herren Offiziere, wohl wüßten, dürfe eine anständige Ehefrau in Abwesenheit ihres Gatten niemals einen fremden Mann in ihr Haus lassen. Und da ihre Gatten nicht daheim seien, seien sie, die treuen Ehefrauen, außerstande, die Herren Offiziere samt Untergebene in ihr Haus einzulassen. Nach kurzer Beratung sahen die Offiziere diese Begründung ein und verließen das Grundstück.

Die Ehemänner waren in der Klinik gut aufgehoben. Einmal, bei einem Spaziergang im Klinikgarten wurde ihnen beschieden, aus „medizinischen Gründen“ sofort ihre Betten aufzusuchen, da uniformierte Chinesen nach zwei Deutschen gefragt hatten und die Klinik durchsuchten. Ohne sich auszuziehen, warfen sich beide in ihre „Krankenbetten“ und zogen die Decken bis über den Kopf, wobei Boerter wohl etwas zuviel des Guten tat, denn da er sehr groß war, schauten bei ihm die frisch gewachsenen Stiefel am Fußende heraus. Für eine Nachbesserung war es zu spät, denn die Häsher standen schon mit dem Arzt im Zimmer und

bekamen von ihm einen ausführlichen und bewegenden Bericht über die Schwere der Krankheit der beiden Herren zu hören.

Er muß sie überzeugt haben, denn ohne die beiden „Kranken“ weiter zu belästigen, verließen die chinesischen Soldaten die Klinik. Sicherlich tat auch eine angemessene Entschädigung für ihre großen Mühen ein Übriges.

Die Heimreise 1920

Anfang 1920 zog die Familie in eine Wohnung im ehemaligen Deutschen Konsulat in Tsinanfu. Im Juli 1920 waren dann endlich auf einem Schiff, das nach Europa fuhr, noch Plätze frei. Und so reiste die Familie Hinzpeter von Juli bis September 1920 über Tsingtau, Shanghai, Sabang, Port Said, Suez, Gibraltar, Englischer Kanal mit der „Ume Maru“ nach Hamburg. Dabei lernte mein Großvater den renommierten Sinologen Professor Richard Wilhelm kennen und tauschte sich mit ihm über Religion und Philosophie aus. Erwin Lang, der österreichische Maler, ehemaliger Sibiriengefangener und Ehemann einer der Wiesenthal-Schwwestern (bekannte Tänzerinnen), war ebenfalls Passagier auf der „Ume Maru“. Er freundete sich mit meiner Großmutter an und malte sie während der Reise. Am 30. September 1920 traf Familie Hinzpeter in Hamburg ein.

Wieder daheim

Die Familie ließ sich dann in Schwerin nieder, da mein Großvater ursprünglich aus dieser Gegend stammte. Er wurde aufgrund der schweren Amöbenruhr, gegen die es damals noch keine Medikamente oder Heilmethoden gab, zum 1. Januar 1923 mit 39 Jahren frühpensioniert. Aufgrund seiner Krankheit und in der Hoffnung auf ein sonnigeres Klima zog die Familie später in den Süden von Deutschland nach Freiburg im Breisgau.

Gerty Boerter lebte auch, wohl zur Vervollständigung ihrer Schulbildung, einige Jahre in dem Töchterheim von Flora Athenstaedt in Freiburg. Weihnachten 1927 und den Jahreswechsel verbrachte sie in unserer Familie. Einige Bilder von gemeinsamen Ausflügen sind erhalten. Später ist sie wieder nach China zurückgegangen und hat in der Firma ihres Vaters gearbeitet.

Dank der aufopferungsvollen Pflege meiner Großmutter und seiner Selbstdisziplin (meist nur Haferbrei zu sich nehmend) wurde mein Großvater 79 Jahre alt, er starb im Mai 1963.⁴

⁴ Weitere Informationen über die Familien Hinzpeter, Boerter und Niggemann sowie die Haarnetzfirma wären willkommen. Bitte richten Sie Ihre Zuschriften an Renate Jährling.

Erinnerungen an meinen Aufenthalt in Canton 1933–1936

Ilse Martin Fang

Als Haushälterin für meinen Vater [*Dr. Bernhard Martin*], der an der Sun-Yatsen-Universität Chirurgie lehrte, war ich in unserer Neubauvilla in Tung-shan für die Arbeit unserer drei Diener – Koch, Boy und Amah – verantwortlich. Menü war zu machen und mit dem Koch seine Besorgungen abzurechnen; Küche und Speisekammer wurden inspiziert, auch Bücher auf Kakerlaken-Schäden durchgesehen. Morgens begleitete ich meinen Vater fünfzehn Minuten zu Fuß durch Reisfelder ins Krankenhaus, abends saßen wir sommers unter dem mat shed [*Mattenschutz*] auf dem Dach. Auch Gäste wurden da empfangen. Allwöchentlich ging es zu Einkäufen von Curios, Elfenbein, Seide usw. in die Stadt, wo mein Vater mit Pidgin-Englisch und ich uns mit ein wenig Cantonesisch verständlich machten. Mir blieb viel Zeit zu Klavierspiel, Schiffchen-Handarbeit, Schneiderei und Korrespondenz. Ich gab Deutschstunden und engagierte einen alten Mandschu als Mandarin-Lehrer. In den deutschen Club ging es immer seltener, denn mein Vater konnte mit der Nazi-Gleichschaltung nicht viel anfangen. Ich spielte aber regelmäßig Tennis im Club, nahm auch an Schießwettbewerben teil. Wir verkehrten hauptsächlich mit den Generalkonsuln, zuerst [Wilhelm] Wagner, dann Felix Altenburg (1889-1970), auch mit einzelnen Schweden und Niederländern. Als meine Berliner Turnlehrerin, Frl. Zehnel, in Canton einen Missionar der Berliner Mission heiratete, nahmen meine Schwester Eleonore, die uns gerade besuchte, und ich auch mit den Missionaren Kontakt auf. [...]

Unser Gehalt wurde in Canton-Dollar ausgezahlt. Wir mußten, um den Großteil davon nach Hause zu überweisen, Hongkong-Dollar dafür beschaffen. Da 20 Cent-Stücke als den besten Kurs erbringend gelobt wurden, scheuerten wir Unmengen davon, gaben es aber bald als nutzlos auf.

Trinkwasser wurde abgekocht, wir aßen aber frisches Gemüse und Obst. Als einzige Unstimmigkeit unter Deutschen wäre die zwischen meinem Vater und dem ansässigen deutschen Arzt zu nennen. Der meinte, mein Vater stehle ihm die Patienten weg. Ihm war von der Universität das Führen einer Privatpraxis zugestanden worden.

Außer Schützen- und Erntedankfest erinnere ich mich nicht an deutsche Veranstaltungen. Der Architekt Ernst Boerschmann¹ und der spätere Wi-

¹ Ernst Boerschmann, 1873–1949, siehe Buchempfehlung S. 35.

derstandsmärtyrer Erwin Planck kamen durch und besuchten uns. Mit Generalleutnant Sehmsdorff, der erst bei Chen Chi-tong und dann bei Chiang Kai-shek Militärberater war, und seiner Familie, freundeten wir uns an. Als Patienten bewirteten wir auch Pai Ch'ung-hsi, den Machthaber der Nachbarprovinz Kuang-hsi. Canton war auch eine Wegstation für die deutschen Emigrantenärzte Meyer und Eichwald, bis sie in Nanning landeten. Prof. Huwer,² später Peking, ersetzte den nach USA zurückkehrenden Prof. Schreyer. Der Internist Bernauer machte sich um meine Mutter verdient, als sie, auf Besuch, an Typhus erkrankte.³

Wir hatten sonst keine medizinischen Probleme. Außer bei den Missionaren in Pak Hok tung gab es nur zwei [deutsche] schulpflichtige Kinder, keine Schule.

Mit seinen fünfzig Jahren kam mein Vater glänzend mit seinen vier Assistenten und den Schwestern, die er sehr schätzte, aus. Von seinen Studenten folgten ihm drei weibliche und ein männlicher bei seiner Rückkehr nach Berlin. Ich habe noch vor zwei Jahrzehnten [um 1975] mit ihnen korrespondiert. – Mein Vater erteilte auch Sun Yat-sens Tochter, der Schwester von Sun Fo [*chin. Minister 1928-1931*], ärztlichen Rat. Sie hatte in eine Hakka-Familie Tai geheiratet. Ein Schwager gab den Medizinstudenten Deutschunterricht. Wir befreundeten uns also mit den Familien der verschiedenen Taibrüder und besuchten auch die Macao-Tais mehrfach. Die heißen Quellen im Hinterland von Macao wurden begutachtet und Pläne für ein Heilbad geschmiedet, das noch heute existiert.

Als Dekan kam mein Vater in seinem zweiten Jahr in Canton in enge Berührung mit der Bürokratie und schlug sich tapfer mit ihr herum. Im letzten Jahr seines Dienstvertrags war er dann froh, in Ruhe lehren und praktizieren, auch schreiben zu können. Mit den französischen und englischen Ärzten in Canton hatte mein Vater Kontakt nur anlässlich eines Kongresses, wo er einen Vortrag hielt, und zwar auf Englisch, da er als Kind des wilhelminischen Zeitalters Französisch boykottierte.

² Günther Huwer, 1899-1992, war später Arzt am Deutschen Hospital in Peking. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland lebte er in Berchtesgaden. Von 1954 bis 1959 leitete er das DRK-Hospital in Pusan/Südkorea; siehe StuDeO-INFO April und September 2007.

³ An der 1925 gegründeten Sun-Yatsen-Universität waren 1927-1937 alle Lehrstühle mit Deutschen besetzt.

Als Reichsbahnrat in China von 1934 bis 1950

1. Teil

Berater im nationalchinesischen Eisenbahnministerium bis 1939

Hans Jürgen von Lochow

Dokumentensammlung aus dem Nachlaß von Hans Jürgen von Lochow, Reichsbahnrat in China 1934-1950: Lebenslauf, Briefe, Dokumente und Berichte aus China (300 S.). Selbstverlag Ursula Schnabel (StuDeO-Archiv *1699, Kopien). Hier Auszüge, ausgewählt und leicht bearbeitet von Renate Jährling.

Berlin, 4.6.1934 Liebe Tante Lotte,¹ Dir sofort Nachricht, daß der Generaldirektor mich heute bestellte. Soll als Reorganisator chinesischer Eisenbahnwerkstätten im August für zwei Jahre nach China gehen.

Aus dem Lebenslauf: Ich bin geboren am 28. Juli 1902 in Lissa/Posen als Sohn des damaligen Hauptmanns Carl v. Lochow und seiner Ehefrau Margarethe geb. v. Oidtmann und bestand 1919 das Abitur am Realgymnasium zu Jüterbog. Der Ablegung der Diplom-Hauptprüfung für Maschinenbau an der Technischen Hochschule Darmstadt im Jahre 1924 und der Ausbildung als Regierungsbauführer bei der Deutschen Reichsbahn folgte 1928 in Berlin die zweite Staatsprüfung zum Regierungsbaumeister. Nach Anstellung 1928 als Reichsbahnbaumeister brachte das Jahr 1932 die Ernennung zum Reichsbahnrat und das Jahr 1934 die Bestellung als Werkdirektor des Reichsbahn-Lokomotiv-Ausbesserungswerks Darmstadt.

Im Juni 1934 trat der Generaldirektor der Deutschen Reichsbahngesellschaft, Dr. Dorpmüller,² an mich heran, um einem telegrafischen Ersuchen des chinesischen Eisenbahnministers in Nanking durch meine Abordnung als Berater für Eisenbahnmaschinen- und Werkstättenwesen nach China zu entsprechen, das da lautete:

¹ Dieser und alle nachfolgenden Briefe ohne Anrede sind an „Tante Lotte“ (Charlotte v. Oidtmann) in München, später in Wiesbaden ansässig, gerichtet (hier jeweils Auszüge). Darin äußert er sich immer wieder erstaunlich offen über die Tagespolitik.

² Julius Dorpmüller (1869-1945), von Juli 1907 an zehn Jahre in China, anfangs Leiter des Technischen Büros der deutschen Schantung-Eisenbahn, ab April 1908 Chefingenieur für den deutschen Teil am Neubau der Kaiserlich Chinesischen Staatseisenbahn Tientsin-Pukow (bei Nanking) und nach ihrer Fertigstellung 1912 Leiter dieser Bahnlinie. Als China 1917 in den Krieg eintrat und er interniert werden sollte, gelang ihm, als Missionar verkleidet, die Flucht über die Mandschurei bis nach Deutschland.

Nanking, 26.5.1934 Für Erneuerung Haupt- und Betriebswerkstätten Peiping-Hankow Bahn baldigst maschinentechnischer Spezialexperte benötigt, der Organisation und Betriebsplan aufstellt, neue maschinelle Ausrüstung ermittelt, Durchführung der neuen Einrichtung überwacht, neuen Betrieb in Gang bringt, auch sonst als Werkstättenberater tätig ist. Standort abwechselnd Nanking, Peiping [Peking] und andere Plätze. Experte muß Englisch sprechen, heißes Klima vertragen. Vertragsdauer zwei Jahre. Gehalt tausend Silberdollar monatlich, Aussicht auf Zulage. Überfahrt Erster Klasse plus 60 Pfund für Sonstiges und Ausrüstung. Eintreffen Anfang August erwünscht. Wäre dankbar für Beurlaubung eines Herrn der Reichsbahn. Drahtet bitte bald Entscheidung mit Personalangaben und Eintreffzeit.

Ku Meng-yu, Minister der chinesischen Staatseisenbahnen

Aus dem Lebenslauf: Ich fragte meinen Onkel, Constantin Frhr. v. Neurath, damals Reichsaußenminister, ob ich dem Ruf folgen solle. Er bejahte uneingeschränkt und versprach mir, Empfehlungen an den Gesandten Dr. Trautmann und General von Seeckt³ mitzugeben. China reizte mich schon deshalb, weil mein Großonkel Julius Frhr. v. Soden von 1876 bis 1877 Konsul von Kanton und Hongkong gewesen war und mein Onkel Hans v. Oidtmann als junger Offizier im Boxerkrieg im Expeditionskorps des Grafen Waldersee in China war.

Bei meiner Abmeldung in der Hauptverwaltung in Berlin empfing mich Dr. Dorpmüller, der selbst zehn Jahre in China war, und meinte, mein Gehalt sei nicht hoch, er habe früher mehr gehabt. Am 30. Juni 1934 bestieg ich in Genua die „Leverkusen“ der HAPAG. Prof. Reuleaux holte mich am Schiff in Shanghai ab. Er ist Darmstädter, war zuletzt Rektor meiner Technischen Hochschule und ist seit einem halben Jahr Eisenbahnberater der Chinesen.⁴

Peking, 4.9.1934 Ich habe drei herrliche Spätsommerwochen hier erlebt, herrlich an Sonne und Farben. Aber ist doch alles schwer erkaufte, wenn

³ Generaloberst a.D. Hans von Seeckt, von 12.4.1934 bis 4.3.1935 Generalberater passim.

⁴ Außerdem ord. Hochschulprofessor und Dekan der Tungchi Universität in Woosung.

man dafür in dem Dreck der Eisenbahn umherstöbert. Heute Abend um 11 Uhr fahre ich im Dienstwagen – immer am Schluß irgendeines Zuges angehängt – nach Hankow (1200 km). Zehn Tage lang muß ich mit zwei Chinesen kampieren einschl. Essen und Schlafen, beides auf Chinesisch, das erfordert viel Überwindung. Meine Koffer habe ich alle wieder gepackt und lasse sie hier. Seit Juni lebe ich daraus. Wenn ich aber am 15.9., hoffentlich ohne von Banditen erschlagen zu sein, hierher zurückkehre, werde ich ein chinesisches Haus beziehen. Es kostet nur 20 \$ mex. im Monat. Dazu halte ich Kochboy und Boy zusammen mit einem amerikanischen Maler. In unserem Hof wachsen Zypressen, und Skorpione spielen im Mondlicht. Vor acht Tagen sah ich in einem solchen Hof chinesische Schattenspiele, von einer ganzen Familie gespielt. Es war ein unerhörtes Erlebnis. Die Deutschen hier sind alle sehr nett und kameradschaftlich, aber meistens geht es nur bis zum Stammtisch, und man ist innerlich doch allein.



Typisches Hofhaus in Peking

Peking, 23.10.1934 Wirkliche Freunde zu finden ist sehr schwer. Ich lebe ja ganz in englisch-amerikanischer Atmosphäre. Neuerdings lerne ich fleißig Chinesisch, um wenigstens die unergründliche Seele dieses so gastlichen Volkes zu erfassen, soweit dies möglich ist. Man weiß ja nie, ob man China nicht für immer verfällt.

Peking, 26.12.1934 Oft bin ich bei Rosens,⁵ dem Sohn des früheren Außenministers. Übermorgen fahre ich mit meinem chinesischen Mitarbeiter nach Tientsin, 1. Cl. natürlich. An Neujahr sind drei chinesische Feiertage, und am 3.1. fahre ich im Extrawagen nach Hengchow am Huangho [*Gelber Fluß*] und dann nach Hankow zu meinem Generaldirektor [der Hankow-Peiping Railway Administration].

Peking, 3.2.1935 Ich bin leider noch immer nicht gesund, das ganze Leiden sitzt jetzt in den Därmen. Meine beruflichen Erfolge sind auch Seifenblasen. Jetzt hoffte ich, zehn Lokomotiven zu verkaufen, aber sie werden statt dessen in England bestellt auf Grund der noch immer laufenden Boxerentschädigungen, die die Engländer sehr raffiniert den Chinesen dann für solche Industrielieferungen zurückleihen. Das wird man mir natürlich als Mißerfolg ankreiden.

Peking, 9.4.1935 Heute will ich Dir nur mitteilen, daß meine Diätkur sehr gut hilft und ich mich viel wohler fühle. Morgen ziehe ich um. Ich habe ein eigenes Haus mit vierzehn Zimmern, Garten, fließend kaltes und warmes Wasser, für 50 \$ im Monat = 40 Mark. Nun kann ich endlich schöne alte Möbel und Teppiche sammeln, drei wunderschöne Kangsu-Teppiche erstand ich schon. Ein Bett kaufte ich für 3 \$ mit Matratze, einen großen runden Eßtisch für 3,25 \$. Heute erstand ich einen schönen alten Schrank für 15 \$ und einen Schreibtisch für 8 \$ – nur aus Holz. Ach, könntest Du doch in acht Tagen einmal fernsehen!

27.4.1936 An Board „President Cleveland“ zwischen Shanghai und Hongkong. Nun bin ich bald zwei Jahre hier, spreche fließend und schreibe, sogar in der Maschine, Englisch. Chinesisch spreche ich wie meine Muttersprache. Ich werde es Dir einst in einem chinesischen Ischang vorführen. Am 27. Juli habe ich nach Japan gebucht.

Aus dem Lebenslauf: Trotz Wechsel des chinesischen Eisenbahnministers wurde mir im Juni 1936 eine zweijährige Vertragsverlängerung angeboten. Auf ausdrücklichen Wunsch des Auswärtigen Amts, das „die Weiterbeurlaubung sehr im deutschen Interesse liegend“ nannte, wurde die Vertragsverlängerung ohne Rücksicht auf die in Deutschland herrschende Berufskonjunktur angenommen.

Nanking, 11.6.1936 So habe ich sehr geschickt den Vertrag unterzeichnet. Abends tanzte ich dann mit Szu-Shi [*Pekinghündchen*] und Mao, meiner neuen Katze, auf meiner Wiese unter den Bambusbäumen. Was bin ich froh, noch zwei Jahre in der großen Welt zu sein, in der Freiheit der Seele und des Geistes, die in Europa längst verloren sind.

Lake Kawaguchi, Fuji-View Hotel, 6.8.1936: Ich fuhr mit einem japanischen Schiff von Shanghai nach Kobe. Von Osaka aus ging es am ersten Tag auf den Kojasan, einen heiligen Berg mit 70 buddhistischen Klöstern, in deren einem ich nächtigte. In der nächsten Nacht fuhr ich durch bis Tokyo und genoß acht Tage das orientalische Großstadtleben, das doch viel Westliches bietet an Sauberkeit. [...] So bin ich kurz entschlossen an einen der fünf Fujiseen gefahren in ein ganz neues Hotel mit köstlichem food. Aus meinem Fenster schaue ich direkt auf den Fuji, der gestern zum ersten Mal in

⁵ Dr. Georg Rosen, Legationssekretär an der Deutschen Gesandtschaft Peking, später Nanking.

seiner ganzen Pracht dalag. – Die Chinesen gaben mir sechs Wochen Urlaub. Das ist sehr anständig.

Nanking, 25.9.1936 Die Chinesen empfangen mich, als ich heimkehrte. Ein gutes Zeichen. Die Shanghai-Nanking-Bahn soll auf 4 Std. 50 Min. beschleunigt werden. Da fuhr ich einen Sonderzug von hier nach Shanghai und holte 80 km pro Stunde heraus, was bei den schlechten Gleisen nicht ganz ohne ist. Ich stand die ganzen 311 km auf der Lokomotive, während der englische Ingenieur im Salonwagen Cigaretten rauchte. Hoffentlich erkennen es die Chinesen an. Da ich mir keinerlei Hoffnungen mehr von ihnen mache, bleibe ich von Enttäuschungen verschont.

Nanking, 28.10.1936 Leider lag ich volle acht Tage im Bett, nach der furchtbaren Feuchtigkeit von 98% ist es jetzt so trocken, daß Bazillen fliegen. Jetzt geht's wieder, und ich muß wieder nach Shanghai und Hangzhou, um den Platz eines neuen Ausbesserungswerks zu bestimmen. Der Minister hat seit September dauernd große Aufträge, auch Vorschläge für den Kriegsfall verlangte er.

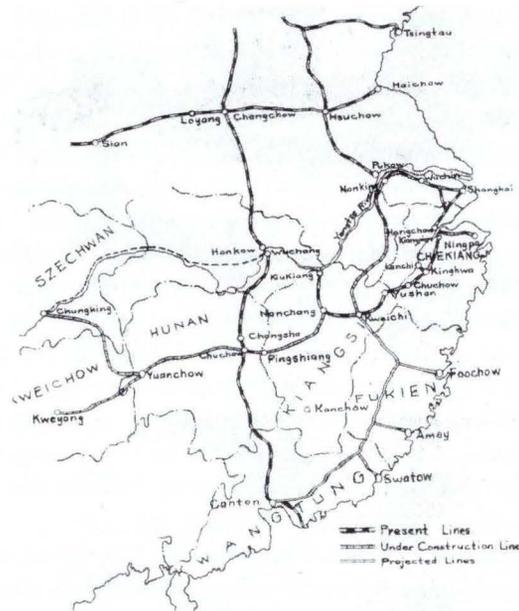
Nanking, 20.11.1936 Die Aufrüstung aller Länder bringt uns noch auf den Hund. Ich war in den Provinzen Chekiang und Kiangsi, um ein Gutachten über Werkstätten abzugeben [im Zusammenhang mit dem deutsch-chinesischen Abkommen zu der dortigen Eisenbahnlinie].⁶



Betriebswerk an der Chekiang-Kiangsi-Bahn. Wasserturm (zur Versorgung der Lokomotiven) und Montage einer Henschellokomotive

⁶ Das Eurasia-Abkommen war [...] ein vorbildlicher Vertrag, weil er die Grundlage schuf für etwas, was man heute etwa ein „joint venture“ nennen würde. Auf dem Gebiet des Eisenbahnbaus wurde in den dreißiger Jahren ein anderes Abkommen geschlossen, das beispielhaften Charakter hatte, der Vertrag über den Bau der Chekiang-Kiangsi-Eisenbahn zwischen der deutschen Eisenhandelsfirma O. Wolff, Köln, und der Bank of China unter der Protektion des chinesischen Verkehrsministeriums, dessen Chef Chang Kia-Ngau war [muß heißen: Eisenbahnministerium, denn erst zum 1.1.1938 wurden Eisenbahn- und Straßenbau, Schiff- und Luftfahrt in einem Verkehrsministerium zusammengefaßt]. Der Bau der Linie wurde im Juli 1934 begonnen und im Januar 1936 abgeschlossen (Quelle: Fritz van Briessen in „Grundzüge der deutsch-chinesischen Beziehungen“, 1977, S. 95).

Nanking, 29.12.1936 Meine Chinesen im Ministerium haben mir als besondere Freude eine Gehaltsintrige angezettelt. Ich war so böse, daß ich ihnen sagte, die Reichsbahn und meine Tante Lotte warteten täglich auf meine Rückkehr. Das hat sie dann wieder zur raison gebracht.



Die Chekiang-Kiangsi-Bahn

Aus einem Bericht:⁷ Anfang 1937 gab der damalige Eisenbahnminister Chang Kia-Ngau in einem Rundfunkvortrag über „Eisenbahn und nationale Errettung“ den Fünfjahresplan bekannt. Die Strecken dieses Planes umfassen 8139 km, also mehr als die 1936 vorhandene Streckenlänge der chinesischen Nationalbahnen. Die Neubaulinien wurden vom Minister in drei Verkehrsnetze gegliedert, die sich an jene Eisenbahnsysteme Dr. Sun Yat-sens anlehnten, die 1921 in „International Development of China“ veröffentlicht waren. Aus jenem „100.000 Meilen Programm“ wählte General Chiang Kai-shek persönlich die Linien für ein südöstliches, südwestliches und nordwestliches Verkehrsnetz, wie sie den strategischen, politischen und wirtschaftlichen Notwendigkeiten der Gegenwart entsprachen.

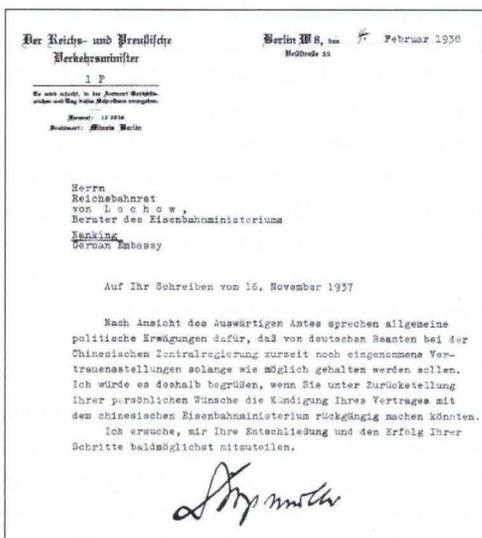
Aus dem Lebenslauf: Während des chinesisch-japanischen Krieges verließen alle ausländischen Berater das Eisenbahnministerium, außer mir. Ich folgte dem Ministerium auf der Flucht [vor den japanischen Angriffen 1937 auf Nanking] flußaufwärts nach Hankow und dann Chungking.

⁷ Von Lochow schrieb aus China zahlreiche Berichte, hier Auszug aus: Das Jahr I des Fünfjahresplans des Chinesischen Eisenbahnministeriums. Zeitung des Vereins Mitteleuropäischer Eisenbahnverwaltungen, Nr. 17, Berlin, 28.4.1937.

Aus dem „1. Kriegsbericht“: Seit jenem 15. August 1937 besuchten uns täglich „war birds“, Tag für Tag und Nacht für Nacht. Es liegt System darin, daß die Japaner bisher nur Flugplätze und militärische Anlagen angriffen. Trotzdem blieb die Wirkung auf Nankings Bevölkerung nicht aus. Sie steht im Zeichen der Flucht und der Tarnung. Was im Süden der Stadt wohnt, zieht nach Norden und umgekehrt. Bett, Waschschüssel, Kinder und Reis werden von tausend Rikschas in immer gleicher Ausgabe durch die Stadt gefahren. Tausende Autos bringen die Wohlhabenderen nach dem Bahnhof Hsia Kuan oder zum Yangtsedampfer, der nur noch von Nanking nach Hankow verkehrt, seitdem die Minensperre unterhalb Chinkiangs gelegt ist.

Hankow, 10.1.1938 Nach 91 Luftangriffen verließen wir fluchtartig Nanking am 22.11. Am 13. Dezember [1937] fiel es in japanische Hände, und ein Morden ohnegleichen unschuldiger chinesischer Zivilisten hat stattgefunden. Noch ahne ich nicht, ob meine Diener leben oder meine Sachen den japanischen Plünderern entgangen sind.

Hankow, 12.1.1938 Tiefstimmung. Es ist das halbe Leben, daß ich mich wenigstens mit den Chinesen auf der Straße unterhalten kann. Dienstlich geht es mir auch schlecht. Unser Ministerium wurde am 31.12. aufgelöst und dem Verkehrsministerium eingegliedert. So ist es oft recht deprimierend, alle seine Vorschläge zerredet oder nicht beachtet zu sehen. Es ist alles Geschäft, und während das Dritte Reich zu Japan hält, hält die Industrie zu China, weil sie dort mehr verdient.



Berlin, 17.3.1938 [Brief aus dem Reichs- und Preussischen Verkehrsministerium an v. Lochow in Hankow] Auf Ihren Bericht vom 12.1.1938 [über die augenblickliche Lage in China „Vom Konflikt zur Katastrophe“]. Ich ersuche, künftig nur über Eisenbahn- und Wirtschaftsfragen zu berichten, keinesfalls über politische Angelegenheiten.

Aus dem Lebenslauf: Die in meinem Schreiben vom 16.11.1937 an Dr. Dormüller ausgesprochene Kündigung meines Dienstvertrages mit dem chinesischen Eisenbahnminister, die ich mit vertragswidrigem Verhalten des Ministeriums begründete [von Lochow war die ganze Jahre mit der Höhe seines Gehalts unzufrieden gewesen], nahm ich auf Wunsch des Auswärtigen Amtes und des Reichsverkehrsministers [vgl. abgebildeten Brief v. 4.2.1938] wieder zurück, zumal das chinesische Ministerium kurz vor dem 1. Januar alle Kürzungen zurückerstattet hat. Am 1.1.1938 wurde ich als Berater in das Verkehrsministerium übernommen. Später wurde mir eine abermalige Vertragsverlängerung angeboten, die ich mit folgenden Worten annahm: „Seit September 1937 ohne Heim und Herd und in ständiger Gefahr durch Luftangriffe, werde ich sie dem Erlaß des Herrn Ministers vom 4.2. folgend annehmen. Die deutsche Stellung ist durch die Rückberufung der Militärberater erschüttert. Ich werde neuer Flucht und einer ungewissen Zukunft entgegen gehen.“⁸

Chungking, 23.10.1938⁹ Vorgestern traf ich zum Abschluß meiner dreimonatigen Reise [u.a. nach Hongkong, Hanoi, Chengde] zum zweiten Male hier ein. Die Situation hat hier so zum Schlechten gewechselt, daß unser Spiel bald aus sein wird. Daß ich trotzdem meinen Idealismus bewahre, kommt von der Liebe zum einfachen Volk, dessen Tragödie ich nun abrollen sehe seit einem Jahr.

Chungking 6.11.1938 Mein Urteil über die europäische Lage [nach dem Münchner Abkommen und der Besetzung des Sudetenlandes] habe ich mir leider zunächst aus Londoner Radio bilden müssen, da das deutsche ja nur Propagandareden brachte und nur selten die Tatsachen des letzten politischen Hin und Her. Endlich haben wir, die von der unfreundlich antichinesischen deutschen Propaganda geplagten Chinadeutschen gelernt, daß des Führers Politik gegen England geht [...]

Mir geht es hier recht dreckig. Ich habe ein kaltes Zimmer, keine Kohlen, ein schmales Feldbett, keinen bequemen Stuhl, nur viel Geld, für das man hier nichts kaufen kann. Im November 1938 unternahm ich eine Reise zum Studium der südwestchinesischen und indochinesischen Verkehrsbedingungen und verfaßte anschließend einen „Bericht

⁸ Brief vom 1.6.1938 an Dr. Dormüller. In einem weiteren Brief vom 1.7.1938 nennt v. Lochow die Rückberufung der Militärberater und des deutschen Botschafters Oskar Trautmann, der China am 26. Juni verließ, die für ihn „schwierigsten Klippen“. Die Rückberufungen erfolgten mit Rücksicht auf den Achsenpartner Japan.

⁹ Das Verkehrsministerium befand sich seit dem 1. Oktober 1938 in Chungking.

über die Lage Südwestchinas an das Auswärtige Amt“.

Berlin, 11.1.1939 [Vortrag]¹⁰ Die zunehmende Sorge um die deutsch-chinesischen Beziehungen, der Sr. Excellenz der Verkehrsminister Chang Kia-
Ngau mit mir teilte, haben mich zu dem plötzlichen Entschluß geführt, von Chungking nach Berlin zu fliegen,¹¹ um dem Herrn Reichsverkehrsminister einmal persönlich Bericht zu erstatten. [...] Ich habe den großartigen Aufstieg der chinesischen Nationalbahnen [...] erlebt und war Zeuge der brutalsten Zerstörung, die je ein Verkehrssystem durch moderne Machtmittel des Kriegsgegners erlitten hat.

Durch die Pionierarbeit der deutschen Firmen waren wir führend beim Bau der Chekiang-Kiangsi- und Kweiyang-Bahnen. Die ersten Lokomotiven- und Warengroßlieferungen nach dem Weltkriege setzten ein, der Rat deutscher Ingenieure war gesucht. Heute sind die Geschäftsbeziehungen erkalten. Führende Firmen haben ihre Hauptvertreter, sehr zur Verärgerung der Chinesen, nach Nordchina und Manchukuo [*japanisch besetzte Gebiete*] abgezogen. Dabei stehen wir vor einer Welten- und Wirtschaftswende im Fernen Osten unvorhergesehenen Ausmaßes. Es ist nicht meine Aufgabe zu untersuchen, wie Deutschland politisch zu dieser Wende steht und wie sie sich gestalten wird. Es verpflichtet mich aber der Vorposten, auf dem ich stehe, auszusprechen, daß Deutschlands Beteiligung am Wiederaufbau Chinas [...] in jedem Fall von der Sympathie des großen chinesischen Volkes abhängen wird. Deutschland darf deshalb alte Bande der Freundschaft nicht schleifen lassen, nur weil es seinem Vertragspartner jenseits des japanischen Meeres nicht gefällt. [...]

Chungking, 31.3.1939 Ich melde Ihnen, Herr Minister,¹² gehorsamst, daß ich meinen Dienst beim chinesischen Verkehrsministerium am 25.2. wieder aufgenommen habe. Seine Excellenz Chang Kia-
Ngau war erfreut, durch mich zu hören, daß die deutsche Industrie weiter mit ihm arbeiten will, [...] und er hat sofort Verhandlungen mit dem deutschen China-Consortium zwecks Lieferung einer 500 km langen Feldbahn nebst Rollmaterial eingeleitet, die voraussichtlich zum ersten Ge-

schäftsabschluß innerhalb des Beratervertrags der Hapro führen wird.¹³

Chungking, 24.4.1939 Das ist nun der letzte Brief aus Chungking, der Krieg ist für mich aus, denn meine Chinesen wollen mich nicht mehr. – Ich brauchte nun eigentlich nur den Yangtse herunter zu fahren, um zu meinen Sachen nach Nanking zu gelangen, aber statt dessen muß ich über Französisch-Indochina um halb China herum über Shanghai fahren.

Chungking, 29.4.1939 Ich melde Ihnen, Herr Minister, gehorsamst, daß ich auf Wunsch Seiner Excellenz Verkehrsminister Chang Kia-
Ngau mit Ablauf des 5. Jahres aus meiner Tätigkeit als Berater bei der Chinesischen Nationalregierung ausscheide. [...] Mein Vertrag war im Juli 1938 abermals verlängert worden. Da das Werkstättenwesen dem Kriege erlag, bearbeitete ich Arbeiten der Schmalspurbahnen, des Kraftfahrbetriebes und des Flugwesens.

Nanking, 29.7.1939 Ich melde Ihnen, Herr Minister, gehorsamst, daß ich Chungking am 10. Mai unter tragischen Umständen verlassen habe. Nach den entsetzlichen Massenluftangriffen am 3. und 4. Mai, deren letzterer das Gasthaus meines Abschiedsessens für den chinesischen Minister eine Viertelstunde vor Beginn zerstörte, floh ich am 5. Mai mit meinem Gepäck in die Berge am Südufer des Yangtse.

Am 10. Mai gelang es mir, Platz auf einem Lastkraftwagen zu bekommen, mit dem ich nach zehntägiger Fahrt durch die Provinzen Szechuan, Kweichow und Yünnan am 20. Mai Kunming erreichte. Die Yünnan Bahn war durch Regenfälle unterbrochen, so daß ich erst am 27. Mai in Hanoi eintraf. Am 3. Juni bekam ich einen Schiffsplatz nach Hongkong, das ich am 7. Juni erreichte. In Hongkong befanden sich hohe Beamte des früheren Eisenbahnministeriums, darunter Generaldirektor Huang Pei-tsiau, die mir mehrere Abschiedessen gaben. Nachdem ich die Herren im Beisein des deutschen Generalkonsuls wieder eingeladen hatte, reiste ich nach Shanghai am 13. Juni weiter. Am Sonnabend, den 17. Juni, landete ich in Shanghai und suchte am Montag den Deutschen Generalkonsul auf, um Einreiseerlaubnis nach Nanking zu erbitten. Sie wurde erst am 7. Juli von den japanischen Militärbehörden erteilt. Am 8. Juli traf ich in Nanking ein. Nachdem ich den nicht gestohlenen Teil meines Haushalts gefunden hatte, forderte ich aus Shanghai Packer an, die aus gleichen Paß-

¹⁰ Gehalten vor den Mitgliedern der China-Studien-Gesellschaft Berlin.

¹¹ Flugroute: Chungking-Hanoi-Damaskus-Berlin, benutzte Luftlinien: Eurasia, Air France und Deutsche Lufthansa, Flugkosten £ 107,00, Reisedauer 8 Tage.

¹² Dieser und die nachfolgenden Briefe mit der Anrede „Herr Minister“ sind an den „Reichsverkehrsminister und Generaldirektor der Deutschen Reichsbahn“, Dr. Dorpmüller, in Berlin gerichtet.

¹³ Die „zivilen“ Aktivitäten der Berater aus der Anfangszeit wurden weitgehend von der Hapro (Handelsgesellschaft für industrielle Produkte) übernommen, einer von der Reichswehr geförderten [...] Rüstungshandelsgesellschaft (Quelle: van Briessen, S. 86).

Schwierigkeiten erst am 18. Juli eintrafen. Es war unmöglich, in der gänzlich verarmten Stadt meine Möbel zu verkaufen. Am 30. Juli verfrachtete ich sie nach Shanghai. Wider Willen habe ich von Ende Mai bis August im heißesten Klima zubringen müssen. Es ist das mein sechster Sommer, ohne daß ich den üblichen sechsmonatigen Heimaturlaub genommen habe, um hier die deutsche Stellung zu halten. Ich bin durch die grauenhaften Erlebnisse in Chungking, durch den erfolglosen Ausgang meiner Sendung und durch die Hitze seelisch und physisch so ermattet, daß ich nun auf Erholungsurlaub in das kühlere Nordchina abreise. Anfang September kehre ich nach Shanghai zurück, um den Verkauf oder die Verschiffung meines Haushalts einzuleiten.

Shanghai, 10.9.1939 [nach Beginn des Zweiten Weltkriegs] Ich glaube nicht, daß England zu einem Frieden bereit ist, wenn wir Polen erobert haben. Es geht ja gar nicht um Danzig, sondern diesmal um das deutsche oder britische Empire. Ich bin in meiner Pekingruhe aufgeschreckt worden, flog mit Japanern nach Tsingtau, und von dort fuhr ich 3. Klasse in einem japanischen Schiffsbauch nach Shanghai. Meine Möbel sind hier, und gestern rettete ich all meine geliebten Teppiche und Decken

aus einem britischen Lager, wo sie gegen Motten geschützt waren und nun von den Engländern beschlagnahmt werden sollten. Dazu hatte ich mein Vermögen in englischen £, die über Nacht so abtaufen. In letzter Sekunde konnte ich sie ohne großen Verlust nach New York umlegen. Wären sie auf einer deutschen Bank gewesen, wäre alles futsch. Nun bin ich hier in meinen Wintersachen zurückgekehrt und packe meine Möbel, um sie für die Dauer des Krieges unterzustellen. Dann halte ich mich bereit, über Peking-Harbin-Moskau-Riga nach Deutschland abzureisen, wenn nicht andere Befehle kommen.

Aus dem Lebenslauf: In Berlin meldete ich mich im Reichsverkehrsministerium und beim Wehrbezirkskommando Ausland, das mir am 12. März 1940 bescheinigte: „Der deutsche Staatsangehörige Hans Jürgen von Lochow wird nach den jetzt gültigen Bestimmungen zum Wehrdienst nicht herangezogen. Er erhält die Genehmigung zur Ausreise, um nach China zurückzukehren.“ Auf Wunsch des Reichswirtschaftsministeriums wurde ich für eine Aufgabe der Wirtschaftsgruppe Maschinenbau abgeordnet, mit der Weisung, die Ausfuhr deutscher Wagen und Lokomotiven nach Ostasien zu fördern.

Rückkehr aus dem Heimaturlaub im Jahre 1937 in das im Krieg versinkende China

Wilhelm Meller

Shanghai, den 10. Oktober 1937

Meine Lieben, es ist Sonntag und 7 Uhr abends. Der Regen prasselt unaufhörlich an die Fenster, und der Wind heult. Der boy klappert in der Küche mit dem Geschirr von der Abendmahlzeit. Nur ab und zu, ganz vereinzelt, schüttelt heute eine Granate die Erde. Den Adi [seinen 14-jährigen Sohn Adolf]¹ habe ich vor Einbruch der Dunkelheit durch den Stacheldrahtverhau der engl. Linien in die gesicherte Zone Shanghais zu meinem Freunde [Eickhoff] zurückgebracht. Ich hatte ihn mir gestern Abend in meine Einsamkeit geholt, gegen den Willen E's, aber es ging alles gut, und Vater und Sohn haben wieder mal nebeneinander auf Feldbetten geschlafen, im Krieg. Von fern her läu-

tet, jetzt ganz kurz, die Signalglocke der Eisenbahn Shanghai-Hangtschau [Hangzhou], die bekanntlich von japanischen Fliegern zerstört worden war und die in jeder Nacht einige kurze dunkle und leise Züge fahren läßt, von Hangtschau bis in die Gegend meiner Wohnung. Leise, leise, Betriebsmittel und Menschen. Das tiefe Atemholen und das Lachen hat diese Stadt verlernt.

Ankunft in Dairen

Eine Fahrt ins Blaue haben wir gemacht. Von Dairen aus. Pünktlich, wie in Berlin vorgesehen, lief unser Zug nach nur zehntägiger Fahrt nachts um 10.30 am 17. September in Dairen ein [das heutige Dalian besteht aus den beiden zuvor selbständigen Städten Lüshun (ehemals Port Arthur) und Dalian]. Ich hatte mich schon während der Fahrt durch Mandschukuo orientiert, daß es keine Schiffsverbindung nach Shanghai infolge des Krieges gibt. Wir gingen also in ein Hotel, das unserer Finanzlage entsprach: Zimmer zu ebener Erde, muffig, die

¹ Siehe auch Adolf Mellers (AM) eigene Erinnerungen: Vom gelben Drachen zum schwarzen Adler. Ein China-Deutscher erzählt (1997). Das Buch ist vergriffen, kann aber als pdf-Datei über Elke Meller bezogen werden. Seine Rückreise mit dem Transsibirienexpress beschreibt er auf S. 132-140.

Luft voller Staub, der trotz der Doppelfenster von der breiten Straße her (Yama gata Dori) eindrang. Übrigens kostete die Fahrt vom Bahnhof bis zum „Hotel“ mit dem Auto, einschließlich unserer Koffer: ein Drittel eines Yen. Trinkgeld wird von dem japanischen Fahrer nicht angenommen.

Adi kam mit einer Influenza an. Er hatte sich eines Morgens westlich des Baikalsees in Hemdsärmeln aus dem Zug begeben und erkältet. Dazu kam am 16/9 das stundenlange Herumstehen ab 3 Uhr morgens auf der russischen Grenzstation, ehe wir von den Russen freigegeben wurden. Er lag zwei Tage lang im Bett. Ich kaufte Anti-Phlogistine zum Einschmieren der Brust und Medizin. Am dritten Tag konnte ich ihn wieder vorsichtig hinausbringen zu den jetzt verlassenen Badeorten Kakagashi² und Hoshigaura, die uns aus dem Jahre 1935 vertraut sind.

Meine Erkundigung beim deutschen Generalkonsul [Dr. Bischoff] ergab, daß es zwecklos sei, nach Japan zu fahren und von dort aus Shanghai erreichen zu suchen, da von Japan aus nur noch Militärtransporte fuhren. Ebenso sei es aussichtslos, nach Tientsin zu reisen, denn auch von dort aus gebe es keine Möglichkeit, nach Shanghai zu kommen.



Lage von Dairen

Quelle: Along Manchurian Railways, Japan um 1937

Auf der „D. Leesang“

Da brachte der Diener unseres russischen Hotels die frohe Kunde, es solle demnächst ein Dampfer aus Tientsin eintreffen, welcher die russischen Shanghai-Familien, die während des Sommers in Dairen eingetroffen waren, nach Shanghai zurückbefördern sollte. Es handele sich um 300 bis 350 Menschen. Auf einem ganz kleinen Kasten, 1.600 tons, engl. Flagge, „D. Leesang“. Nur Zwischendeck, welches zu gewöhnlichen Zeiten für Kulis

freigegeben wird zum Preise von Yen 8. Unsere Lage ausnutzend, nahm man uns Yen 30 ab. Dafür stellte uns der Dampfer zur Verfügung: alle Frachträume, eine Latrine mit drei Töpfen nebeneinander hinter einem Segeltuch, dreimal am Tag heißes Wasser zur Bereitung des Tees. Und morgens oben an Deck einige Tropfen Wasser, die aus einer aufgehängten Blechkanne tröpfelten und die man mit der bloßen Hand auffangen mußte. Deswegen stand man außerdem Schlange.

Der Dampfer kam auch am 26/9 auf der Reede an, wo er erst die Cholera-Quarantäne durchzumachen hatte. Einen weiteren Tag ordneten die Japaner an zur Ausräucherung. Endlich, nach einer Wartezeit von 11 Tagen in Dairen, schifften wir uns mit unserem Gepäck schweißtriefend ein. Adi und ich legten uns in die dritte Etage nach unten in den rostigen Bauch des Schiffes, zwischen die Frauen, Kinder und Männer, zwischen das Gepäck, zwischen die Brote und Eßvorräte und die Nachttöpfe, die jede Familie für ihre Kinder mit sich führte. In diesem Milieu, wohin kein Sonnenstrahl gelangte und das kümmerlich von einer schwachen elektrischen Lampe erhellt wurde, herrschte eine entsprechende Luft.

Die Fahrt sollte wie üblich zwei Tage und zwei Nächte dauern. Als wir hörten, daß der Kahn nur 10 Seemeilen die Stunde machte, wußten wir schon Bescheid. Aber es sollte noch schlimmer kommen. Wir erwachten plötzlich in Chefoo [heute Yantai]. Der allerunterste Schiffsraum wurde geöffnet und während zwölf Stunden beladen mit Datteln, Erdnüssen, Früchten und Gemüse.

Augenblick mal – der Japaner schmiß eben wieder drei Eisenbrocken rüber. Eigentlich hat es ja keinen Zweck, Euch noch mit dem Vergangenen zu unterhalten, was spielen Dreck, Hunger und Durst für eine jämmerlich kleine Rolle im Verhältnis zu unserer jetzigen Lage, wo die Blitze zucken und die Erde bebzt und die Nacht schwärzer und unheimlicher erscheint und jeder Atemzug der letzte sein kann. Die Häuser um mich herum sind alle verlassen, die Zäune gestohlen als Brennholz, der nächste chinesische Schützengraben ist nur 30 Meter von dieser Schreibmaschine entfernt. Warum sitze ich noch hier? Vor einer Woche, auch am Sonntag gegen Abend, betrat ich mit Adi wieder dieses Haus. Seitdem wird es in unserer Gegend, sagen wir: ungemütlicher jeden Tag. Der Krieg zeigt sich an der Schwelle des Hauses. Ich versuche, mein Hab und Gut durch meine Gegenwart zu schützen, auf dem Haus die Flagge unseres Vaterlandes, auch während der Nacht.³ Und dennoch wird der Augenblick kommen, wo ich wohl den

² Siehe Buchempfehlung „Jungnickel“, S. 34.

³ Siehe AM, S. 144.

Sprung über die Bahngleise und durch die Felder machen muß bis zum Stacheldraht der Engländer: 700 Meter. Aber erst heraus aus den chinesischen Linien, die sich bereits dazwischengeschoben haben. Je nun, wer ersetzt mir das, was ich durch Feuer, Zerstörung oder Plünderung verliere?? Die Ballerei geht weiter. Ich will auch weiter schreiben. Die Menschen, die auf den geöffneten Ladeluken gelegen hatten, wurden während der zwölf Stunden in Chefoo auf die Beine gestellt, zum Hinlegen war für niemand mehr Platz. Dazwischen die rotzenden, duftenden Kulis und die Hitze. Ich fand endlich Zutritt zum englischen Kapitän, nachdem er ausgeschlafen hatte. Er saß in seinem Speisezimmer in schneeweißer Uniform, das Haupt aufgestützt, und legte Karten. Er sah nicht einmal auf, obwohl ich meine Karte reingeschickt hatte. „Was wollen Sie?“ „Aufklärung, warum wir in Chefoo liegen, wir können auf diese Weise nicht in 48 Stunden in Shanghai sein.“ „So ist meine Instruktion.“ „Sie als Kapitän müssen auch gegen Instruktionen handeln, wenn es um die Gesundheit von 350 Menschen geht.“ „Sie sind Zwischendeckpassagier und haben keine Ansprüche.“ „Ich will Wasser zum Waschen.“ „Man kann Ihnen die Pumpe zeigen, welche die Mannschaft benutzt.“ „Ich will wissen, wie wir uns verproviantieren können, falls wir nicht in zwei Tagen in Shanghai sind.“ „Wir werden erst noch Weihaiwei anlaufen und dann Tsingtau, die Fahrt wird insgesamt fünf Tage dauern. In Tsingtau können Sie für die nächsten zwei Tage Lebensmittel kaufen.“ „Es tut mir sehr leid, daß ich Sie gestört habe.“ Erst bei diesen Worten erhob der weiße Neger seinen Kadaver und stand wie ich.

Zwischenstation in Tsingtau

So erreichten wir am 1. Oktober vormittags Tsingtau, von wo wir erst abends um 9 Uhr abfuhrten, nachdem das Schiff weitere Nahrungsmittel für Shanghai geladen hatte. Mehr konnte es nicht fassen.

Sofort nach dem Anlegen gingen wir an Land. Alle japanischen Läden und Häuser sind verlassen und versiegelt. Auch eine Stadt im Krieg, wenn auch noch keine Zerstörungen vorgekommen sind, denn Japan hat große Anlagen dort, die es schonen will. Vor jedem Haus ein Haufen Sand, zur Verwendung bei Fliegerangriffen. Dem Wunsch des Bürgermeisters von Palmnicken⁴ nachkommend, erkundigte ich mich zunächst nach einigen seiner alten Bekannten. Dann zu einem alten Bekannten auf dem Konsulat, der z.Zt. den Generalkonsul ver-

tritt. Dann zur HJ, die im Sommerlager bei Tsingtau vom Kriege überrascht worden war und innerhalb drei Tagen das Lager aufgeben mußte auf Anordnung des chinesischen Militärs, das sich um Tsingtau herum mit 60.000 Mann eingegraben hat. Mal wieder einen Stuhl und einen Tisch und Kaffee und Kuchen des Lagerleiters, mit dem ich 1934 das erste Lager bei Tsingtau verlebt hatte. Dann wurden Lebensmittel gekauft und Mittag bei einer Verwandten meiner Frau gegessen.

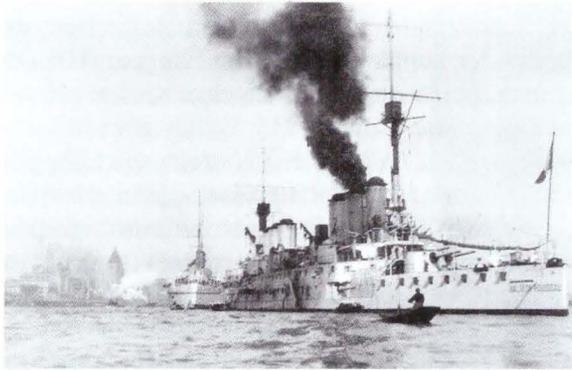
Wir nähern uns Shanghai und dem Kriegsgeschehen

Weiter ging die Fahrt, immer war die See spiegelglatt. Am Morgen des 3. Oktober ist sie braun, ein Zeichen, daß wir uns dem Yangtsekiang nähern, und nach einigen Stunden sehen wir jap. Torpedoboote liegen. Vier Transporter fahren leer nach Japan zurück. Dann kommt die flache Küste in Sicht. Treibende leere Proviantkisten, ein totes Pferd, Vierzehn Transportschiffe vor Anker. Zwei Hospitalschiffe. Nach einer halben Stunde etwa fünfzehn Transportschiffe bei Liuho. Sechs jap. Flieger, Bomber. 9.30 Uhr morgens. In Richtung Shanghai Rauch von Bränden. Wir sehen die Flieger nacheinander heruntergehen und wieder aufsteigen. Der erste Donner abgeworfener Bomben. Das franz. Passagierschiff „Chenonceau“ vor Wusung vor Anker, das seine Passagiere einem franz. Torpedoboot überstellt, welches die Passagiere den Whangpo [*Huangpu*] Fluß hinauf nach Shanghai bringen soll. In einer Entfernung von 100 m fahren wir an dem zerstörten Wusung vorüber. Wir sehen noch einige Mauern der zerschossenen deutschen Lehranstalt: die Tung Chi Universität. Die Stadt Wusung ist wieder ein Trümmerfeld, wie 1932.⁵ Darin jap. Soldaten in Hemdsärmeln, welche eine Straße freilegen. Zweirädrige jap. Transportwagen. Auf der Straße parallel unserer Fahrtrichtung Kavalleriepferde, Pferd an Pferd, 25 Minuten lang, etwa 2.000. Die Kampflinie geht etwa 4 km entfernt von uns parallel zum Fluß. Geschützdonner. Brände. Zerstörung. Flieger, die auf dem linken Ufer aufsteigen: Kampfflugzeuge, welche über den Bombern zu ihrem Schutze kreisen. Auf der anderen Seite des Flusses Putung mit seinen Trümmern. Dort steht ebenfalls chin. Artillerie. In der Mitte des Flusses, von Wusung bis vor dem ehemaligen Konsulat der Japaner in Shanghai, liegen die jap. Torpedoboote, die Geschütze nach Putung gerichtet und durch Sandsäcke geschützt, denn unversehens erscheinen am Ufer chin. Maschinengewehre. Die Flagge weht nicht mehr auf dem jap. Konsulat,

⁴ Bernsteinstadt in Ostpreußen (siehe AM, S. 117f. und Karte AM, S. 123).

⁵ Nach dem ersten japanischen Angriff auf Shanghai im Jahre 1932.

es zeigt verschiedene Granateinschläge, die Fenster sind in allen Stockwerken durch Sandsäcke bis oben hinauf geschlossen. Das etwa 10/20 m breite Ufer vor dem Konsulat ist zerstört.



„Fremde Kriegsschiffe, unsere Garantie für Sicherheit und Ruhe“ auf dem Whangpo vor dem Bund



Japanischer Panzerwagen und japanische Soldaten
Quelle: StuDeO-Fotothek P8370-P8373

Der stolze Kreuzer „Idzumo“, der sonst vor dem Konsulat zu seinem Schutz lag, hat seinen Platz

verlassen müssen, er liegt etwas flussabwärts, zu seinem Schutz liegt am Bug und Heck je ein Torpedoboot, alles verbunden durch ein bis auf den Grund reichendes Drahtnetz, welches sich an beiden Seiten bis zum Ufer Putung zu fortsetzt: Schutz gegen Minen und Torpedos. Wir passieren den öffentlichen Garten, sonst dicht belebt von gutgekleideten Menschen, jetzt leer. Nur die Blumen leuchten herüber. Zur Rechten der Bund, zur Linken das zerschossene Putung. Dort wieder ein Brand. Wir passieren den franz. Bund, an dessen Ende, wo der chin. Bund beginnt, wir festmachen: 12 Uhr mittags.

Ankunft im belagerten Shanghai

Ich übergebe die Koffer einer Transportgesellschaft und verlasse mit Adi das Schiff. Wir stehen unter Kulis, unter Russen, unter französischen Polizisten. Stahlhelme und Bajonette. Sandsäcke und immer wieder Sandsäcke. Adi sagt: „Jetzt sind wir wieder in Shanghai.“ Ich halte es für ratsam, wenigstens einem Bekannten unsere Ankunft zu melden. Wir gehen zu Fuß durch die Stadt zum Deutschen Klub [Kiukiang Road/Ecke Szechuen Road]. Wir sehen eine belagerte Stadt. Wo ist die Eleganz geblieben? Es hasten die Menschen. Drahtverhau und Sandsäcke vor den Fenstern. Bohlen vor den Scheiben und Türen, Stahlhelme. Wir fahren mit dem Lift in den siebenten Stock des Gebäudes, in welchem der Deutsche Klub untergebracht ist. Während ich am Telefon stehe, kommen zwei Bomber. Wir sehen, wie sie auf den Nordbahnhof ihre Bomben werfen und fühlen das Zittern unseres Gebäudes, schwere Bomben von 250 Kilo, welche die Chinesen nicht zu vertreiben vermocht haben. Gelbe Wolken steigen von der Einschlagstelle auf. Mein Freund [Heinrich] Unkel, so erfahre ich, ist seiner Frau plötzlich nach Deutschland nachgereist, aber meine Frau habe dort einen Koffer untergestellt. Dann telefoniere ich mit meinem Freund [Eduard] Eickhoff. „Mensch, komm mal gleich her und isß erst mal.“ Wir nehmen ein Auto und fahren durch die Nanking Road, vorbei an der Stelle, wo die Bomben aus heiterem Himmel einschlugen, vorbei an der Yu Ya Ching Road, wo durch eine einzige Bombe 1.200 (eintausendzweihundert) Menschen getötet worden sind. Die Fliiegerbombe hatte an jener Straßenkreuzung die elektrischen Drähte mit heruntergerissen, und so wurde die Mehrzahl verbrannt. Noch am nächsten Tag standen Autos mit verbrannten Menschen am Steuer auf der Straße.

Ich komme bei meinem Freund an. Zwanzig Minuten zu Fuß weiter hinaus wohne ich. Wir begrüßen uns. Da sehe ich seine verhüllte linke Hand. Er nimmt die Hülle ab. Der Daumen fehlt, der Zeige-

finger halb, der Rest der Hand mit schweren halbverheilten Wunden bedeckt: Arbeit einer Fliegerbombe. Zwölf weitere kleinere Wunden am Körper. Sein heller Anzug völlig blutbefleckt, die linke Vorderseite gänzlich zerrissen. Er war eines Tages, und zwar am 14. August, mit seinem Fahrer zur Stadt gefahren. Meine Frau war gerade am Tage zuvor in sein Haus geflüchtet. Als er eine Zeitung kaufte, ereilte ihn das Schicksal. Er war ausgestiegen, während der Fahrer ebenfalls nach einem Zeitungsmann suchte. Durch die Explosion wurde er mit einem ganzen Knäuel von Menschen zu Boden geschleudert, erhob sich und packte zwei nächstliegende Körper und schleppte sie in einen zertrümmerten Laden. Da besah er sich und lief zurück zu seinem Auto, wo er eine Zeitlang blutete. Der Fahrer kam nicht zurück. Er wurde ins Hospital gefahren, das Auto blieb stehen. Dann brachte man ihn in ein anderes Hospital. Der Fahrer kam zurück, sah das blutbefleckte Auto und suchte seinen Master vergeblich. Dann fuhr er nach Hause, wo Frau [Marie] Eickhoff und meine Frau friedlich saßen, und zeigte das blutbefleckte Auto minus Master. Meine Frau versagte, und Marie telefonierte an alle Hospitäler zwei Stunden lang, während dessen der erwachsene Sohn alle Leichenteile untersuchte, die er auf der Straße fand.

Wieder zuhause in der Hungjao Road

Während dieses Berichts aßen Adi und ich kräftig das erste warme Essen seit fünf Tagen und wurden dann mit dem Auto meines Freundes hinaus zu unserer Wohnung gefahren. 700 m vom engl. Posten entfernt passierten wir am Bahnübergang die erste chinesische Stellung, einen Unterstand für drei Maschinengewehre, getarnt. 200 m davon entfernt wohne ich. 20 m an meinem Hause entlang verläuft ein Schützengraben der Chinesen. Wir wurden von unseren treuen Dienstboten freudig begrüßt. Wir stanken. Wir badeten, hatten aber keine reine Wäsche: Unsere Koffer waren noch immer nicht zur Stelle, und die daheim gelassene Wäsche war irgendwo von meiner Frau vor ihrer Flucht weggeschlossen worden. Ich wusch schnell die Unterwäsche, und Vater und Sohn krochen zum ersten Mal wieder in ein richtiges Bett seit unsrer Abreise vom Bahnhof Friedrichstraße am 7. Sept. Unser Gepäck wurde anfangs von der englischen Linie nicht heraus- und von der chinesischen Linie nicht hereingelassen, aber das regelte schnell ein anderer Bekannter. Jetzt haben wir die richtigen Pässe für das Passieren der englischen Linien. Bei den Chinesen sind wir auf deren guten Willen angewiesen, der bisher immer da war.

Die ersten beiden Nächte schliefen Adi und ich in diesem Haus. Es ist aber besser, wenn ich den Jun-

gen in etwas größerer Sicherheit weiß, also bei meinem Freunde Eickhoff. Der Schulweg ist von dort kürzer, und er ist den ganzen Tag nicht allein, denn ich muß in der Stadt arbeiten und komme erst eine Stunde nach Einbruch der Dunkelheit heim. Die Schulstunden sind zunächst provisorisch, drei Viertel der Schüler ist noch in Tsingtau (HJ) oder an andern Plätzen. Man hat eine Klasse gemacht aus Obertertia/-prima.

Hier, in dieser Gegend des Westens von Shanghai, sind in diesen Tagen alle Häuser geräumt und verlassen. Die Chinesen haben etwas vor und allenthalben ihre Befestigungen errichtet, welche den Japanern in Chapei [nördlicher Stadtteil] so große Schwierigkeiten machen und welche die Japaner trotz ihrer schweren Geschütze und Haubitzen und Bomber nicht zerstören können. Wir sehen die Bomber und die Einschläge, Schlag auf Schlag. Aber wenn die Japaner zum Angriff übergehen, werden sie immer wieder vom Maschinengewehrfeuer oder von der blanken Waffe aus den Trümmern empfangen.

Die Japaner haben z.Zt. 100.000 Mann hier. Am 13. August hat der Kampf begonnen. Jetzt, nach zwei Monaten stehen die Chinesen an derselben Stelle in den Trümmern. Möglicherweise müssen sie sich auf eine rückwärtige Linie zurückziehen, in welchem Falle sie die Front bis hierher verlängern wollen, möglicherweise rechnen sie mit dem Vorrücken auf einem Umweg seitens der Japaner via Putung, dann ist diese Gegend ebenfalls Kampfgebiet. Der Zug steht tagsüber still und leise neben diesen Häusern (drei mit der engl. und zwei mit der deutschen Flagge) und rechnet dabei auf den Schutz, den die Flaggen vielleicht bieten könnten. Nachts verkehrt er ebenso geheimnisvoll und dunkel mit Hangtschau. Die Linie haben die Japaner eigentlich offiziell mittels Bomben zerstört. Vor einigen Tagen kam wieder ein Bomber. Er muß wohl etwas gemerkt haben und ließ einen Schirm mit einem hellen Licht hinunterfliegen, scheint aber den Zug nicht gesehen zu haben.

Vor drei Tagen ist ein Dorf, 10 Minuten von hier an der Jerrigan Road, durch Bomben zerstört und die Einwohner sämtlich mittels Maschinengewehren niedergemacht worden. Die Ziele der japanischen Artillerie kommen dieser Gegend in den letzten Tagen näher, denn hier wackelt die Wand. Vorgestern gab es ein schweres ununterbrochenes Artilleriefeuer von 12 bis 2 Uhr nachts, die roten Blitze erleuchteten jedesmal mein Zimmer. Ich habe, dem Beispiel der andern in dieser Gegend folgend, alle Koffer mit Kleidungsstücken ins Innere des Drahtverhaus gebracht, auch die besseren Möbel und die Betten.

Der Adi fand beim Auspacken einige Eicheln aus Bornstedt [Stadtteil von Potsdam, wo Wilhelm Meller 1884 geboren wurde (siehe AM, S. 124ff.)], die wir hier pflanzen wollten, Haselnüsse aus Potheten, einen Tannenzapfen aus dem Forst bei Peyse [Orte in Ostpreußen, siehe AM, S. 115ff. und S. 120]. Er sah in weite Ferne. „Na, mein Junge?“ „Komisch“, sagte er, „wie das so ist, das haben wir doch selbst geholt aus Deutschland?“ „Na, mein Junge, dann faß mal den Tannenzapfen an und Onkel Augusts Haselnüsse und die Eicheln und denk an Deutschland.“ Er war sehr nachdenklich. Er hat sein Vaterland gefunden, und das war der Zweck der Übung.

Am Donnerstag Abend, als ich so um 6¾ Uhr auf dem Heimweg war und die letzte Omnibusendstation verlassen, zwei Drahtverhaue passiert hatte und der letzte in 600 m Entfernung noch vor mir war, erschien ein chinesischer Flieger. Fünfzehn japanische Scheinwerfer leuchteten auf, rote und



Adi Meller in Potsdam vor der Garnisonskirche und dem Denkmal des Alten Fritz (siehe AM, S. 128)

grüne Lichter zogen gen Himmel, und Schrapnelle blitzten in den Wolken. Es war ein Rummelkonzert, anders als die schweren Einschläge der Granaten und Bomben. Die Straße bot mir keinen Schutz, da unbebaut. Ich habe mich da eigentlich recht miserabel gefühlt, nicht daß ich getroffen werden konnte, aber die Frau in Hongkong, der Junge an anderer Stelle, und ich unter diesen Verhältnissen in Dreck und Dunkelheit dem „Heim“ zustrebend, in einem fremden Land. Nachher stand ich lange am geöffneten Fenster, die Grillen zirpten, sonst war kein Lebewesen zu hören. Der Himmel war rot von einem großen Feuer, und dumpf

dröhnten die Erschütterungen. Das Maschinengewehrfeuer ist weniger störend, aber die wuchtigen Schläge erwecken.

Seid herzlichst begrüßt, Willi
[Vier Tage später, am Nachmittag des 14. Oktober 1937, wurde sein Haus durch einen Volltreffer vollständig zerstört (siehe AM, S. 141ff.).]

Familie Kranz

2. Teil

Das letzte Jahr in Niederländisch-Indien

Sitara Mittag

Mutter und Kinder¹ im Lager Sindanglaja

Am 23. August 1940 werden die Koffer und Kisten der Familie von der Weeskamer abgeholt, jeder darf einen kleinen Koffer voll behalten, der Rest wird beschlagnahmt. Am nächsten Tag finden sie sich mit einigen anderen um 11 Uhr am Bahnhof ein, wo ein deutsches Fräulein und eine holländische Begleiterin auf sie warten. Sie fahren mit dem Zug nach Tjandjoer/Java und werden von dort in einem Polizeiauto zum Camp gebracht. Jetzt erst stellt sich heraus, daß es sich dabei um das Grand Hotel Sindanglaja handelt, wo sie früher, in friedlichen Zeiten, einmal Rast gemacht hatten. Sie sehen es schon von weitem, umgeben von Stacheldraht. Bei ihrer Ankunft wird das Auto sofort von Polizisten umstellt. Der Lagerleiter, Herr van der Have,

empfängt sie. Sie werden in sein Kontor geführt, abgetastet und nach Geld und Schmuck befragt. Eine beliebte Aufseherin mit einem großen Schlüsselbund tritt ein, wirft den gesamten Inhalt ihrer Koffer (Wäsche) auf den Boden und tastet alles ab. Vom Lagerleiter bekommt jeder eine Tasse Tee, dann dürfen sie auf ihre Zimmer gehen.

Die Abendmahlzeit ist dann ein Schock: Es gibt nur warmes Wasser und vier dünne Scheibchen Brot mit etwas Palmzucker darauf.

Da das Lager Banjoe Biroe bereits voll belegt ist, hat man in Sindanglaja ein weiteres Internierungslager eingerichtet. Es liegt ca. 1.000 m hoch in den Bergen, umgeben von Reisfeldern, Wiesen und Teeplantagen. Weil es erst seit dem 1. August Internierte aufnimmt, ist es beim Eintreffen der Familie Kranz noch recht leer. Herr van der Have ist sehr nett – er unternimmt sogar Wanderungen mit den Kindern –, wird aber nach einigen Monaten plötzlich abberufen. An seine Stelle tritt Frau Vil-

¹ Gemeint sind Johanna Kranz mit ihren Kindern Karl, Anneliese (Annie) und Heinrich. Die Verfasserin ist eine Tochter von Annie und Fred Mittag.

leneuve, eine ehemalige Gefängnisaufseherin. Sie läßt jeden rasch fühlen, daß sie hier das Sagen hat, und ist äußerst unbeliebt. Bei den Internierten heißt sie „Wilder Löwe“, die dicke Frau Verheije nennen sie „Tiger“.

Daß es keine Bediensteten mehr gibt, ist für die Kinder eine große Umstellung. Auf einmal müssen sie ihre Betten selber machen und alles in Ordnung halten. Frauen und Mädchen putzen, waschen und bügeln mit einem Kohlebügeleisen, auch die Jungen halten das Haus sauber und sorgen für den Garten. Es gibt Küchendienst, Brotdienst, Abwaschdienst, Tischdeckdienst, Kinderdienst und Krankenpflegedienst. Ansonsten wird viel gehand- arbeitet. Abends erzählt Fräulein Malecke (65 J.) Märchen und Geschichten.



Hauptgebäude des Grand Hotels (Postkarte),
später Teil des „Schutzlagers“ Sindanglaja

Quelle: Fritz Flakowski

Nach dem Frühstück um 7 Uhr, bestehend aus vier Scheiben Brot mit Marmelade und einem Becher Milchwasser, beginnen die täglich wiederkehrenden Arbeiten. Zum Mittagessen gibt es einen Teller Reis mit Gemüse, selten etwas Huhn oder ein Ei. Von 16 bis 18 Uhr ist es erlaubt, außerhalb des Stacheldrahtzauns spazierenzugehen. Unter Herrn van der Haves Leitung erhalten sie wöchentlich 70 Cent Taschengeld und dürfen nachmittags in den umliegenden Dörfern einkaufen.

Unter dem Regiment Frau Villeneuves ändert sich einiges. Sie erhalten kein Bargeld mehr und sollen alles, was sie noch haben, abgeben. Außerhalb des Lagers dürfen sie mit niemandem mehr sprechen. Nur einmal wöchentlich werden Bestellungen angenommen. Schokolade oder feine Seife sind gestrichen. Ein Händler bringt die Waren ins Haus und händigt sie den Aufseherinnen aus. Man braucht nun auch eine Erlaubniskarte, um auf dem Rakanweg oder dem Djolokweg spazierenzugehen. Sie muß täglich abgeholt werden. Wenn sie nicht auf dem Tisch liegt, darf man nicht hinaus. Das karge Essen wird unter Frau Villeneuve noch

einmal verknappt. Man bleibt oft hungrig. Nach der Mittagsruhe ist Wachablösung, die sich manchmal verspätet. Karl und Annie nutzen einige Male die Gelegenheit, um durch den Zaun zu schlüpfen und im benachbarten Feld Maiskolben zu stehlen, auch Cassavas² graben sie aus. Das kommt jedoch heraus, und sie stellen die Unternehmung vorsichtshalber ein. Die Jungen dürfen ein wenig Gemüse anbauen und sähen u.a. Mais, Rettich und Erbsen, die schnell Ertrag bringen und nahrhaft sind. Im tropischen Klima wächst alles rasch, dennoch magern sie immer mehr ab.

Auch die Ärztin des Lungensanatoriums Patjet bei Tjipannas, die anfänglich jede Woche kommt, wird immer seltener gerufen. Frau Klara Flakowski kommt mit einer schweren Lungenerkrankung nach vielem Hin und Her in dieses Sanatorium. Ihre Kinder Irene und Fritz werden jedes Wochenende mit der Pferdekutsche zu Besuch zu ihr gebracht.

Über die Außenwelt und die politische Lage erfahren sie nichts. Der Briefkontakt mit den Vätern und Ehemännern besteht jedoch weiter. Der Vater schickt ihnen die Adressen von Verwandten in Deutschland und weist sie an, sie auswendigzulernen.

Neuzugänge aus dem Lager Banjoe Biroe

Das Lager füllt sich nach und nach. Es gibt sogenannte deutsche Familien, die nur Malaisisch oder nur Holländisch sprechen. Eine Familie ist vollkommen schwarz, sie verstehen nur ihren Inseldialekt. Auch sie gelten als deutsch, weil eine Urgroßmutter Deutsche war. Im März 1941 kommen mehrere Busse mit Frauen aus dem Lager Banjoe Biroe, das fortan „Nazis“ vorbehalten bleibt, die als besonders gefährlich gelten. Die fünfzig neuen Frauen ziehen in ein eigens für sie errichtetes Gebäude, das nur aus einem einzigen feuchtkalten Saal besteht. Licht fällt durch drei kleine Fenster oben in der Wand. Das Ganze wird schnell zum „Kuhstall“ erklärt.

Mit den Neuen kommt eine weitere kontrollsüchtige Aufseherin. Sie wird „Vitamine“ genannt, weil sie unermüdlich darauf hinweist, wie viele Vitamine in den braunen Bohnen stecken, die in Verbindung mit Schweinefleisch jede Woche zu Lebensmittelvergiftungen führen. Der „Tiger“ hatte das Lager vor einiger Zeit verlassen. Kurz vorher hatte sie den Kindern noch das Taschengeld gekürzt, weil sie auf einem Bügeleisen Brot geröstet hatten – die Butter war ranzig gewesen –, und sie beschuldigt, sie hätten das Camp in Brand stecken wollen.

² Stärkereiches Material der Knolle des Kassa- oder Maniokstrauchs.

Es wird jetzt noch strenger im Lager. Sie sind hundert Frauen und achtzig Kinder. Nach 21.30 Uhr darf nicht mehr gesprochen werden. Nachts laufen Polizisten herum und leuchten in die Zimmer. Auch die Erlaubnis, den Ehemännern zu schreiben, wird immer mehr eingeschränkt. Am Ende ist nur noch alle zwei Wochen eine Karte erlaubt.

Die Mutter leidet monatelang unter einer Blasenentzündung. Es gibt kaum Medikamente. Die Kinder sitzen oft an ihrem Bett. Annie pflegt die Mutter, die viel schläft, aber nicht gesund wird. Obwohl das Höhenklima in Sindanglaja gesund ist, zehrt die mangelhafte Ernährung und die belastende Gefangenschaft an allen.

Eines Tages fährt ein Auto vor, und ein fremder Herr steigt aus: der Schweizer Konsul, der vom Internationalen Roten Kreuz beauftragt wurde, den Zustand der Internierten zu begutachten. Frau Villeneuve ruft die wenigen Frauen zusammen, die im Besitz eines deutschen Passes sind. Während alle anderen das Geschehen, über die Balkonbrüstung gebeugt, verfolgen, erfährt der Konsul auf Nachfrage, daß die meisten von denen da oben zwar deutschstämmig, aber ohne deutsche Papiere sind.

Bleiben oder nach Deutschland zurückkehren?

Mehrere Monate später, am 4. Juni 1941, teilt man den Internierten mit, daß alle von der deutschen Regierung als Auslandsdeutsche anerkannt wurden. Sie müssen nun gemäß einem internationalen Abkommen schriftlich erklären, ob sie nach Deutschland zurückkehren wollen oder nicht.

Die Frauen ringen in langen Gesprächen um diese schwierige Entscheidung: Sie können entweder in einem Land bleiben, das ihnen und ihren Kindern zwar Heimat geworden ist, das sie jedoch zu Feinden erklärt und einsperrt. Oder sie begeben sich in ein – ihren Kindern und oftmals auch ihnen selbst fremdes – Land, wo sie vielleicht nicht einmal die Sprache verstehen, das sich im Krieg mit den Nachbarländern befindet, wo ihre älteren Söhne an die Front müßten und das obendrein noch ständigen Bombenangriffen ausgesetzt ist. Diese an sich vollkommen unattraktive Aussicht wird nur durch zwei fragwürdige Faktoren relativiert: Sie wären frei, und sie wären sicher.

Die Mutter entscheidet sich aufgrund folgender Erwägungen für die Ausreise: Sie würde mit den Kindern bei ihren Schwestern in Stettin wohnen können, und so weit nach Osten würden die englischen und französischen Bomber sicher nicht flie-

gen. Wegen des Nichtangriffspakts zwischen Deutschland und Rußland kann sie einen Krieg im Osten ausschließen. Und bis Karl in zweieinhalb Jahren zum Wehrdienst eingezogen werden würde, wäre der Krieg bestimmt vorbei.

Das Auswärtige Amt in Berlin kündigt für den 2. Juli ein japanisches Schiff an, das Frauen und Kinder nach Wladiwostok bringen soll, von wo sie mit der transsibirischen Eisenbahn nach Deutschland weiterreisen können.

Als Hitler am 22. Juni 1941 in die Sowjetunion einfällt, versucht nicht nur die Mutter verzweifelt, wieder von der Liste gestrichen zu werden. Es ist zu spät, die holländische Regierung im Londoner Exil will Kosten sparen. Niemand weiß, wie man überhaupt nach Deutschland kommen kann, denn der Weg durch Rußland ist jetzt versperrt.

Vor der Abreise kommt ein Fotograf ins Camp und macht anstelle des meist fehlenden Passes ein Foto von jedem. Die Mutter bittet ihn, ein Foto von der Familie zu machen, das sie dem Vater mit der Mitteilung schickt, sie würden wahrscheinlich nach Japan gebracht.

Daß sich die Ankunft des Schiffs wegen eines Taifuns um einen Tag verzögert, macht ihnen große Sorgen, denn Karl wird am 6. Juli 16 Jahre alt. Ab dem 16. Geburtstag müssen alle Jungen ins Internierungslager der Männer auf Sumatra. Der Schweizer Konsul, der in Sindanglaja vorbeischaute, versucht sie zu beruhigen: das Schiff werde vorher auslaufen. Am 3. Juli kommen schon früh am Morgen Busse, um die Ausreisenden zum Hafen zu bringen.

Die zurückbleibenden Frauen winken ihnen nach. Zum letzten Mal sehen sie einen der wunderschönen Sonnenaufgänge in den Bergen Javas.



Johanna Kranz mit Annie, Heinrich und Karl

Abschied von Java

In Tanjung Priok, dem Hafen von Batavia, herrscht großes Gedränge, viele Frauen und Kinder warten schon, und immer noch treffen Busse und Autos mit Frauen und Kindern ein. Überall Polizei. Die Ausreisewilligen stehen in einer endlos langen Schlange am Kai. Das Schiff soll um 11 Uhr ankommen, doch sie warten vergeblich. Die Sonne brennt vom Himmel, und in ihnen brennt die Sorge, daß doch noch etwas dazwischenkommen könnte. Karl und die zwei Hockarth-Brüder sind die Ältesten. Die Mutter hat einen Koffer bereits so gepackt, daß Karl ihn notfalls ins Männerlager mitnehmen kann.

Gegen 13 Uhr erblicken sie in der Ferne Masten und einen rauchenden Schornstein. Jubel bricht los.

Sie warten hinter hohen Gittern und dürfen sich Limonade bestellen. Jetzt kommen auch die Frauen aus dem Lager Tjibadak an, darunter Familie Eitel. Vor Freude, ihre Freundin Trudl wiederzusehen, läuft Annie auf sie zu. Dabei rutscht sie aus und landet in einer Limonadenlache. Alles klebt. Trudi und Annie sind noch dabei, sie zu säubern, als sie laute Rufe vernehmen. Die „Asama Maru“ legt an, und an der Reling stehen die Japaner und jubeln den Wartenden zu.

In der glühenden Mittagshitze warten sie nun auf ihren Koffern sitzend, bis der Schweizer Konsul ihnen ihre Pässe bringt und die Plätze auf dem Schiff anweist. Dann dürfen sie endlich an Bord.

Auf der rechten Seite der Gangway steht der Schweizer Konsul, auf der linken ein holländischer Polizist, beide haken auf den Passagierlisten die Namen ab. Tatsächlich wird der ältere der beiden Hockarth-Brüder abgeführt. Die Mutter sorgt dafür, daß sich Karl auf der Seite des Schweizer Konsuls befindet. Der holländische Offizier fragt: „Name?“ Die Mutter: „Kranz.“ Er: „Vornamen?“ Sie: „Johanna, Karl, Anneliese, Heinrich.“ Er winkt Karl heraus und sagt: „Du gehst ins Camp.“ Der Schweizer Konsul mischt sich ein: „Warum?“ Der Polizist: „Er ist erwachsen. Er gehört ins Männerlager.“ Der Konsul fragt: „Wann hast Du Geburtstag, am 6. Juli?“, schaut in seinen Kalender und winkt Karl durch.

Mutter und Kinder bekommen eine kleine Kabine in der 2. Klasse vorne im Schiff zugewiesen. Ihre Freunde, die Eitels, wohnen genau gegenüber. Unter Deck ist es ungeheuer heiß, und alle flüchten schnell wieder nach oben. Im Schatten der Rettungsboote stehen sie an der Reling und schauen zu, wie die anderen herbeikommen. Um 17.30 Uhr sind endlich alle an Bord.

Karl verspürt das dringende Bedürfnis, ein Bad zu nehmen, um einen klaren Kopf zu bekommen. Die extreme Anspannung, die Hitze und das Verlassen der Heimat – er steht unter Schock, irrt auf dem Schiff umher, öffnet alle Türen auf der Suche nach einem Bad. Auch nach dem Baden ist er noch so durcheinander, daß er Stunden braucht, bis er die Familie wiederfindet.

Am nächsten Tag wird das große Gepäck verladen. Fast alle Koffer sind aufgebrochen. Um 12 Uhr gibt es Essen, um 13 Uhr legt das Schiff ab. Alle stehen an der Reling. Die Stewards verteilen japanische und deutsche Papierfähnchen. Auf dem unteren Deck erscheint eine japanische Blaskapelle und spielt die japanische und die deutsche Nationalhymne sowie „Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus“. Die Japaner meinen es gut, doch die Frauen brechen in Tränen aus. – Auf der Mole rufen ihnen einige freie deutsche Frauen ein „Auf

Wiedersehen!“ zu.

Langsam zieht die Heimat vor ihren Augen vorbei, die sie nun für immer verloren haben. Als sie aus dem Hafen herauskommen, liegen die „Tausend Inseln“ (Thousand Islands) vor ihnen, eine davon Onrust (heute Pulu Kapal). Sie ist mehrere Kilometer weit entfernt, doch sie erkennen die weißen Mauern der ehemaligen Leprakolonie, wo die Väter oder Ehemänner interniert gewesen waren. Erst als kein Land mehr in Sicht ist, suchen sie ihre Kabinen auf.

Der Vater auf Sumatra, Provinz Atjeh

Nach einem halben Jahr auf der Insel Onrust werden die Männer nach Sumatra verschifft und dort im Norden, im ehemaligen Militärlager Alas Vallei, interniert. Es liegt ein wenig erhöht mitten im Urwald und wird von grobschlächtigen Soldaten bewacht, die seit Jahren unter härtesten Bedingungen Krieg gegen die Atjehs führen. Das Lager ist alt und in sehr schlechtem Zustand. Die Gebäude fallen ständig in sich zusammen und müssen immer wieder aufgebaut werden. Ansonsten gibt es keine Arbeit. Die Männer versuchen, Kurse einzurichten, man stellt ihnen jedoch kaum Papier, Stifte und erst recht keine Bücher zur Verfügung.

Viele fertigen Gegenstände aus Kokosnußschalen an. Der Vater schreibt lieber Lehrbücher für technisches Rechnen, Abhandlungen über Turbinen auf dem spärlichen Papier; er arbeitet praktisch das aus, was er an der Fachhochschule in Bandoeng (heute Bandung) gelehrt hätte.

Die Männer bekommen nur die Verpflegung der malaiischen Kolonialschutztruppe, basierend auf Reis. Die Bewohner der umliegenden Dörfer stecken ihnen aber manchmal etwas zu. Im Vergleich zum heißen, stickigen Batavia ist das Klima hier angenehmer, und es gibt nicht so viele Moskitos. Dennoch bekommt der Vater Malaria.

Die Jüngeren spielen Fußball auf dem länglichen schmalen Paradeplatz, die Bälle basteln sie selbst aus Rupfen und füllen sie mit Papier. Schießen sie einen Ball zu weit, geben die Wachen ihn nicht zurück.

Eines Tages kommen holländische Beamte und bieten einigen Männern an, die holländische Staatsangehörigkeit anzunehmen, unter anderen – und nicht zum ersten Mal – Paul Kranz, bis vor kurzem auch selbst Beamter im holländischen Staatsdienst. Allen wird versprochen, sie wären dann in einer Woche frei und wieder in ihrer alten Stellung, in ihrem alten Haus und würden keinerlei Repressalien ausgesetzt sein. Keiner nimmt das Angebot an. Alle sind viel zu sehr empört über die Behandlung, die ihnen zuteil wurde, um sich nun mit ihren Peinigern verbrüdern zu wollen.

Erinnerungen an das Kriegsjahr 1945 in Kobe, Japan, und an die Familie Juchheim

Reiner Jordan

Zum informativen Aufsatz von Herrn Matzat über Carl und Elise Juchheim im StuDeO-INFO April 2010 kann ich noch eine Episode als Ergänzung anführen, welche gleichzeitig die Situation in Kobe im Kriegsjahr 1945 schildert.

Frau Juchheim und meine Mutter waren eng befreundet. Wegen der 1944 zunehmenden Luftangriffe durch amerikanische B-29 Bomber verließen im Winter 1944/45 die meisten Deutschen die Stadt Kobe, spätestens aber nach dem schweren Angriff vom März 1945. Viele flüchteten in ihre (meist gemieteten) Sommerhäuser auf den nahen 900 m hohen Rokko-Bergen, andere in die Vororte vor allem im Westen (Shioya und Tarumi).

Im Laufe des April und Mai lag der nächste – sicherlich noch schlimmere – Bombenangriff im wahrsten Sinne des Wortes in der Luft. Auf Drängen meiner Mutter war daher Frau Juchheim mit ihren vier Enkelkindern Karl-Heinz, Dieter, Tina, und Horst (Namen ohne Gewähr!) im Alter von 6, 5, 4 und 3 Jahren zu uns auf den Rokko in das kleine Sommerhaus gekommen. Die Enge nahmen wir gern in Kauf; Hauptsache, wir alle waren halbwegs in Sicherheit! Außerdem spielte sich der Alltag für uns Kinder meist draußen um das Haus herum ab. Herr Juchheim und die Schwiegertochter waren unten in der Stadt geblieben.

Nur kurze Zeit später erfolgte am Morgen des 5. Juni 1945 der schwerste Luftangriff auf Kobe. (In Deutschland schwiegen bereits seit einem Monat die Waffen.) Bei Beginn des Angriffs hatten wir das Haus – mit dem „Notgepäck“ – verlassen und an einem der Stadt abgewandten Berghang Zuflucht gesucht. Dort erlebten wir in zunehmender rauchgeschwärzter Dunkelheit, nur unterbrochen vom Flackern eines Brandes auf dem Berg nicht weit entfernt (Notabwurf?), das sich über Stunden erstreckende Bombardement. Ein unheimlicher Lärm aus dem Dröhnen von Flugzeugmotoren, Luftkämpfen, Explosionen, vom Feuer und dem Rauschen herabfallender „Lametta“-Büschel umgab uns. War doch die Angriffshöhe der amerikanischen Bomber, nach anfänglich mangelnder Effektivität wegen zu großer Höhe, jetzt relativ niedrig. Außerdem befanden wir uns ja sowieso in 900 m Höhe.

Als wir nach dem Luftangriff gegen Mittag zum Haus zurückkehrten, waren Taschenlampen hilfreich. Später gingen wir zur (stillgelegten) oberen Ropeway Station, um einen Blick auf Kobe zu

werfen. Aber die jetzt völlige Dunkelheit durch den Rauch der brennenden Häuser verbarg das Drama.

Am nächsten Tag stiegen wir in die Stadt hinab oder was von ihr übrig geblieben war. Der Angriff hatte unzählige Opfer gefordert, vor allem wegen der engen Bebauung mit Holzhäusern und dem Fehlen von Luftschutzbunkern. Viele von ihnen dürften umgekommen sein in den kleinen Erdlöchern, von Brettern und etwas Erde abgedeckt, die möglichst jeder in seinem kleinen oder winzigen Garten anlegen sollte; verbrannt, erstickt, verschüttet. Die Abdeckung über dem Erdloch, das wir im Garten unseres ehemaligen jetzt abgebrannten Mietshauses im Stadtteil Rokko gegraben hatten, war eingestürzt; drinnen lagen drei ausgebrannte Brandbomben. Wer von unseren japanischen Nachbarn und Spielkameraden das Inferno überlebt hatte, das haben wir nie erfahren. Wo vorher Häuser gestanden hatten, konnte man nach dem Angriff kilometerweit über die niedrige Trümmer-Landschaft sehen, nur ab und zu unterbrochen von den Ruinen ausgebrannter stabiler Häuser. Aus dem Schutt ragten die Wasserrohre zum 1. Stock in den blauen Himmel. Die Deutsche Schule brannte aus, auch Juchheims Konditorei (sowie das Haus, in dem wir unseren gesamten Hausrat untergestellt hatten).

Diese Erlebnisse hatten die Gesundheit von Herrn Juchheim ruiniert. Er flüchtete mit der Schwiegertochter in das in unserer Nähe gelegene Rokkosan-Hotel. Dorthin zog dann auch Frau Juchheim mit den Enkeln und ihrem „Handgepäck“ um. Am Tag der Kapitulation, am 15. August 1945, ist Herr Juchheim dort gestorben. Sein Sarg wurde von Angehörigen der ehemaligen Deutschen Kriegsmarine die „Ice-Road“ – ein steiler Wanderweg, der nahe dem Rokkosan-Hotel beginnt – hinunter in die ausgebombte Stadt zur Beisetzung getragen.

Aber das Leben ging weiter. Und für uns Kinder war diese Zeit auf den Rokko-Bergen, trotz der Schrecken des Krieges, die nun überstanden waren, eine schöne Zeit: Inmitten der Natur, mit Freunden und mit der vielen Freiheit, die uns die Eltern oder Mütter (bei den Kindern aus Niederländisch-Indien) gewährten. So trafen wir Deutschen uns wieder am „Garbenteich“, zum Schwimmen und zum Nachrichten-Austausch. Und die amerikanische Besatzungsmacht sorgte für eine gute Verpflegung, wie wir sie seit Jahren nicht mehr gekannt hatten.

Nach der „Repatriierung“ 1947 blieben meine Mutter und Frau Juchheim in brieflichem Kontakt. Dadurch habe ich in den 60er Jahren Herrn Takeshi Kawamoto, damals Juniorchef der Firma Juchheim's, während seiner Ausbildung zum Konditor in Hannover kennengelernt. Während meiner Tä-

tigkeit beim Geological Survey of Japan, Tokyo, habe ich ihn und seine Frau 1971 in Kobe besuchen können.

Bleibt mir abschließend Herrn Präsidenten Kawamoto, seiner Frau und der Firma Juchheim's alles Gute für die Zukunft zu wünschen!

Eine Erinnerung an Ilse Martin und Achilles Fang

Hartmut Walravens

Im Herbst 1973 reiste ich mit einem Stipendium in die USA, und die erste Station war Cambridge/Mass. wegen der reichhaltigen Bücherschätze der Harvard-Universität. Mein Lehrer Walter Fuchs (1902–1970) hatte mich freundlicherweise mit allerlei Adressen von Bekannten versehen, und dazu gehörten neben Francis Woodman Cleaves (1911–1995), dem Mongolisten und Sinologen, auch Achilles Fang¹ (1910–1995) und seine Frau Ilse Martin. Sie waren so freundlich, mich zum Abendessen einzuladen. Der Weg war nicht weit, denn sie bewohnten ein dreistöckiges Holzhaus am Shady Hill Square, nicht weit vom Campus der Harvard-Universität entfernt. Achilles Fang war schon in Peking als Sprachtalent bekannt – er war ein hervorragender Kenner des klassischen Chinesischen und zusammen mit Fuchs war er eine Zeitlang de facto der Herausgeber der renommierten Zeitschrift „Monumenta Serica“, die heute, nach einer Reise um die Welt – über Nagoya und Los Angeles – in Sankt Augustin im Rheinland erscheint.² Bedauerlicherweise kam Fang in Harvard trotz seiner hervorragenden Fähigkeiten nicht über den Status eines Lektors hinaus. Er war sehr kritisch und besaß Temperament – letzteres wurde gewöhnlich damit erklärt, daß er Koreaner sei. Man raunte sich zu, er habe sich durch undiplomatische Kritik den Weg zum Erfolg verbaut; zu allem Überfluß hatte er mit seiner Kritik gewöhnlich recht, und das war das Schlimmste.

Ich trat ins Haus, und da stapelten sich die Bücher schon vor den Regalen. Es war alles Griechisch, Latein und britische Geschichte. Ich erlaubte mir die bescheidene Frage, wieso? Hätte ich doch eine chinesische Bibliothek erwartet. Nein, sagte der Hausherr, als wir uns bei einem Glas Wein unterhielten, während Ilse Martin und ich uns damit beschäftigten, Jiaozi fürs Abendessen zu machen, er habe doch sein Büro im Harvard-Yenching Institut

mitten zwischen einer Million ostasiatischer Bücher; insofern habe er sich auf sein eigentliches Interessengebiet konzentriert. Es war schon beeindruckend, einem chinesischen Spezialisten für das klassische Altertum mit solchen Bücherschätzen gegenüberzusitzen ... Natürlich konnte Achilles Fang auch Deutsch ... Ich erlaubte mir noch die Frage, was denn seine nächsten Arbeiten wären – und da sagte er nur, er habe vieles liegen, aber es würde ja nicht geschätzt, und so würde es wahrscheinlich liegenbleiben. Ewig schade. Das zweite (oder dritte) Glas Rotwein und meine Fragen nach der alten Peking Zeit brachten dann aber keinen weiteren Aufschluß über die „Monumenta Serica“ oder chinesische oder deutsche Bekannte – lediglich Hedda Hammer³ – ja, das sei ja eine Frau von Format gewesen, und ganz offensichtlich hatte er sie sehr geschätzt, so daß er an diesem Abend bei dem Thema blieb.

Aber lassen wir Achilles Fang beim Wein und stellen seine Frau vor – mittelgroß, bemerkenswert durch ein reines Deutsch (sie hat in Harvard Deutsch unterrichtet), sie wirkte nüchtern, pragmatisch. Während wir an den Jiaozi arbeiteten, hatte sie ein Auge auf Achilles' Weinkonsum, der seine Sätze schwerer verständlich machte (er trank nicht viel, aber wie bei vielen Ostasiaten genügte ein Glas, um Wirkung zu zeigen), sie achtete auf meine Bemühungen mit den Jiaozi, erzählte von ihrer Zeit in Peking und in Cambridge. Zwischendurch

¹ Vgl. J. R. Hightower: Achilles Fang in memoriam. *Monumenta Serica* 45, 1997, S. 399–403.

² Herausgegeben von der Steyler Mission (SVD).

³ Hedda Hammer (1908–1991) war für Hartung's Photo-Shop in Peking tätig. Sie heiratete 1946 Alastair Morrison (1915–2009), Sohn des bekannten „Peking“ George Ernest Morrison, und lebte zuletzt in Canberra. Ihr umfangreiches Photoarchiv befindet sich heute in der Harvard-Universität. Zu Hedda Morrisons bekanntesten Büchern gehören: *A Photographer in Old Peking* sowie: *Travels of a Photographer in China, 1933–1946*. Vgl. Claire Roberts: In Her View: Hedda Morrison's Photographs of Peking, 1933–1946. *East Asian History*, No. 4 (Dec. 1992), p. 81–104; Hedda Morrison's *Jehol – A Photographic Journey*. *East Asian History*, No. 22 (Dec. 2001), p. 1–16.

rief die Tochter aus Kalifornien an, und dann erschien, ohne ein Wort zu sagen, ein junger Mann aus dem Obergeschoß, machte sich zu schaffen und verschwand wortlos – ob man einen Untermieter habe – Nein, das sei der Sohn – allerdings Vater und Sohn sprächen zur Zeit nicht miteinander. Ob die Kinder denn auch Chinesisch sprächen – bei zwei sinologisch so vorgebildeten Eltern? Nein, Achilles habe das nicht gewünscht, vielleicht um den Kindern die Assimilierung zu erleichtern. Ob sie denn Deutsch, Griechisch und Latein gelernt hätten, habe ich dann nicht mehr gefragt.

Nach Kriegsende war es für Ilse Martin, deren Vater als Arzt an der Sun Yatsen-Universität tätig war, eine gute Möglichkeit, in die USA zu gehen – ihre Mutter Madeleine Becker war amerikanische Staatsangehörige. Und so konnte auch Achilles Fang auswandern und sein früheres Leben hinter sich lassen. Getraut hat die beiden P. Eugen Feifel (1902–1999), in Deutschland besonders bekannt durch seine handliche Bearbeitung von Nagasawa Kikuyas Repertorium der chinesischen Literatur, das zuerst in Peking erschien.⁴

Zum Abschied gab mir Ilse Martin einen Satz Sonderdrucke ihrer sinologischen Arbeiten. In Harvard hatte sie sich dann ganz der Familie gewidmet, auch durch Sprachunterricht zum Familieneinkommen beigetragen. Von besonderer Bedeutung sind die Sammlungen von Übersetzungen des österreichischen Sinologen Erwin von Zach (1872–1942), die von Prof. Robert Hightower unternommen und die praktisch von Ilse Martin ausgeführt wurden.

Außerdem erwarb ich von ihr zwei Bücher, die sie nicht mehr brauchte – Alphonse Faviers „Peking“⁵ sowie Maurice Adams „Us et coutumes“⁶, zwei Seltenheiten, die ich noch heute benutze.

In der Folge brachte mich die berufliche Tätigkeit meist in andere Weltteile, und so hörte ich erst von Achilles Fangs Ableben und später dann, 2008, von Ilse Martins Hinscheiden.

Neben der persönlichen Begegnung war es für mich auch das Werk Ilse Martins, das mir in Erin-

nerung blieb und nun in einem schön gebundenen Band neben mir steht.

Ilse Martins Dissertation und einzelne herausragende Arbeiten

Ilse Martin: Die Verlegung der Hauptstadt nach Lin-an (Hang-chou) durch Kaiser Kao-tsung. Inaugural-Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades genehmigt von der Philosophischen Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Von Ilse Martin aus Berlin.

Dissertation: Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, 1941. 131, 5 Bl. (Maschinenschrift.)

„Lebenslauf: Ich, Ilse Martin, bin am 13.7.1914 in Berlin als 3. Tochter des Arztes Dr. Bernhard Martin und seiner Ehefrau Madeleine, geb. Becker, geboren worden. Ich bin römisch-katholisch.

Nach Ablegung der Reifeprüfung am Westend-Oberlyzeum, Berlin-Charlottenburg, am 8.2.1933 verbrachte ich drei Jahre in Canton, China. Ich begann dort mit dem Studium des Hochchinesischen. Seit meiner Rückkehr nach Berlin im Frühjahr 1936 studiere ich an der Universität Berlin Sinologie, Japanologie und Anglistik und nenne als meine Lehrer dankbar die Professoren Haenisch, Ramming, Schirmer, Haloun, Boerschmann und Herrmann.

Im Februar 1937 bestand ich an der Auslandhochschule Berlin die Diplomprüfung in der chinesischen, im Juli 1939 in der japanischen Sprache. Vom September 1939 bis zum Dezember 1940 war ich als Angestellte in einer Abwehrstelle im Wehrkreis III tätig.“⁷

Ilse Martins Dissertation ist kaum bekannt, da während der Kriegszeit Notpromotionen vorgenommen wurden – die Dissertationen waren nachzureichen, was keineswegs immer geschah, oder geschehen konnte. Ilse Martin hat das pflichtgemäß getan, aber das Werk taucht nicht im „Jahresverzeichnis der deutschen Hochschulschriften“ auf, und die amerikanische Bibliothek, die das Opus besitzt, fragt sich, ob die Arbeit jemals wirklich von der Berliner Universität akzeptiert wurde. Doch, im Titel steht ja „genehmigt“, was die amerikanischen Bibliothekare wohl nicht so recht verstanden haben.

Bedeutsam ist bis heute die Arbeit über die „hebao“, die Gürteltäschchen, und hier begegnet wieder der Name Hedda Hammer, weil deren Samm-



Besticktes Gürteltäschchen
Quelle: H.M.: *Travels of a Photographer in China, 1933-1946*, p. 117

⁴ Geschichte der chinesischen Literatur und ihrer gedanklichen Grundlage, nach Nagasawa Kikuya, *Shinagakujutsu bungeishi*. Peking: Catholic University, 1945. (Monumenta serica, monograph series 7).

⁵ Péking: Histoire et description. Péking: Imprimerie des Lazaristes au Pé-T'ang, 1897.

⁶ *Us et coutumes [Sitten und Gebräuche] de la région de Péking, d'après le Je sia kieou wen k'ao*, ch, p. 146–148. Pékin: Albert Nachbaur, 1930.

⁷ Von Juni 1941 bis August 1946 war Ilse Martin wissenschaftliche Mitarbeiterin des Deutschland-Instituts in Peking; siehe *StuDeO-INFO* Dezember 2005, S. 18ff.

lung mit als Grundlage für den ausführlichen, bis heute nicht überholten Artikel diene.

Beachtlich ist auch die Arbeit über das „Lienüzhan“, die Sammlung von Biographien hervorragender Frauen – auch dieses Thema ist bis heute nicht besser bearbeitet worden.

Eine schöne Untersuchung ist ebenfalls der Beitrag über die „chunlian“, die Frühlingsdoppelsprüche – auch hier haben sich die nachfolgenden Sinologen bisher zurückgehalten.

Die Harvard-Ausgaben der Übersetzungen von Erwin von Zach, übrigens einem gleichfalls höchst kritischen und spitzzüngigen Sinologen, wurden schon genannt. Hier sind die zweibändige Ausgabe des „Wenxuan“, der klassischen literarischen Anthologie, sowie des Œuvres von Du Fu und Han

Yü zu nennen, die diese Arbeiten erstmals wirklich in der Sinologie bekannt machten. Zach mußte an entlegensten Stellen in Niederländisch-Indien publizieren, weil er sich die europäischen Sinologen zu Feinden gemacht hatte. Seine komplette Übersetzung der poetischen Werke Li Bos erschien in drei Bänden erst Anfang dieses Jahrhunderts, ebenso eine zweibändige Ausgabe seiner sehr gehaltvollen, wenn auch bissigen Kritiken; siehe StuDeO-INFO April 2007, S. 34. ... Als ich Achilles Fang nach den seiner Meinung nach bedeutendsten Sinologen fragte, kam die Antwort: Chavannes, Pelliot, von Zach ...

Ilse Martin hat kein großes sinologisches Œuvre hinterlassen, aber ihre Arbeiten sind bedeutend und vielfach noch nicht überholt.

Licht aus dem Herzen **Sabria Tenberken, Preisträgerin 2009 von „China ist gerührt“**

Wang Yun¹

Zum Frühlingsfest 2010 hat China zehn Personen für ihre großen Verdienste unter dem Motto „China ist gerührt“ ausgezeichnet, und darunter ist auch eine Deutsche. Sie heißt Sabria Tenberken [*sie wird auch Sabriye genannt*]. Die Laudatio lautete: „Sie kann die Welt nicht sehen, trotzdem will Sabria Tenberken den Blinden eine neue Welt schaffen. Sie kam aus einem anderen Teil der Erdkugel für eine Menge von unbekanntem Kindern. Sie will kein Wunder erzeugen, hat aber mit eigener Anstrengung Licht hierher gebracht. Ihre beiden Augen sind derart hell, daß auch gesunde Menschen durch sie eine Richtung finden.“

Mutig das grausame Schicksal bewältigen

1970 ist Sabria Tenberken in der Nähe von Bonn in einer Kleinstadt geboren. Mit ihren großen Augen schaute sie in die farbige Welt hinaus. Als sie zwei Jahre war, wurde bei ihr eine unheilbare Netzhauterkrankung festgestellt, die schließlich zur Erblindung führen sollte. Das bedeutete, daß eine dunkle Welt auf sie wartete.

Also beschlossen ihre Eltern, mit ihr möglichst viel zu reisen, und zeigten ihr viele bunte Bilder. „Noch heute“, erzählte sie, „sehe ich manchmal in meinen Träumen, obwohl etwas verschwommen, bunte Landschaften mit Bergen und Tälern, die in der Sonne glänzen.“ Als Sabria zwölf war, konnte sie gar nichts mehr sehen, sie war sehr betrübt darüber

und dachte, nun sei alles aus. Aber dann merkte sie, daß ihre anderen Sinnesorgane, ihre Ohren, ihre Nase und ihr Mund noch funktionierten. „Damit kann ich in der Gesellschaft etwas anfangen“, dachte sie.

Also besuchte sie eine Blindenschule [*die Deutsche Blindenstudienanstalt in Marburg*] und lernte dort auch reiten, rudern und Ski laufen. Nach dem Abitur hat sie die Aufnahmeprüfung der Bonner Universität bestanden [*gemeint: die Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität*] und studierte dort Tibetisch, Soziologie und Philosophie.

Gründung der ersten tibetischen Schule für blinde Kinder

Nachdem Sabria Tibetisch gelernt hatte, war sie voller Tatendrang und wollte das geheimnisvolle Tibet kennenlernen. So betrat sie 1997 das erste Mal Tibets Boden, das Land ihrer Träume. Obwohl sie nichts sah, fühlte sie den weichen Schnee in den Bergen und die klare Luft. Vom regen Leben in Lhasa und der Weite des Landes hat sie viel mitbekommen. Zugleich war sie über das Schicksal der Blinden entsetzt. Wegen der Höhenlage Tibets und der starken Sonnenstrahlen sind bei einer Bevölkerungszahl von 2.400.000 Einwohnern rund zehntausend Bürger sehbehindert. Manche Kinder, die blind geboren wurden, haben ihr Zuhause nie verlassen dürfen. Daher konnten sich ihre Gelenke

¹ Aus der „Chinesischen Fernsehzeitung“ Jg. 2010, Nr. 7 (leicht bearbeitet), übersetzt von Anne-Marie Chow, Peking.

nicht entwickeln, und sie sahen mit vier, fünf Jahren noch wie Babys aus. Das Schlimme dabei war der Aberglaube, der meinte, daß die Blindheit eine Strafe aus dem Jenseits dafür sei, daß sie im vorigen Leben Böses getan hätten. Nachdem Sabria von dem Schicksal der blinden Kinder wußte, beschloß sie, für diese Kinder eine kostenfreie Schule zu gründen. Sie besprach ihre Idee mit einigen Leuten, die waren aber der Meinung, daß Sabrias Idee zu kindisch und zu unrealistisch sei.

Nur ihr holländischer Mann Paul [Kronenberg], den sie auf ihren Erkundungsreisen in Tibet kennen- und liebgelernt hatte, und die örtliche Regierung unterstützten sie. Bei den Vorbereitungen dachte sie daran, daß die Kinder lesen lernen sollten, und sie erfand auf der Grundlage der Braille-Schrift eine tibetische Blindenschrift und entwarf eine Schreibmaschine mit tibetischen Schriftzeichen. [Sabria und Paul Kronenberg gründeten 1998 das „Blinden-Zentrum Tibet – Braille ohne Grenzen“.] Mehr als hundert blinde Kinder gehen hier zur Schule und bekommen technische Kenntnisse zur Bewältigung ihres Lebens. Sie lernen drei Sprachen, nämlich Tibetisch, Chinesisch und Englisch.

Die jüngsten Kinder lernen gleich nach Schuleintritt die allereinfachsten Schritte zur Beherrschung ihres Alltags. Die älteren Kinder lernen Tätigkeiten wie massieren, flechten, Milchprodukte herstellen, Computer bedienen u.a.m. Sabria versucht alles, um den Kindern beizubringen, daß sie ihr Schicksal annehmen und ernsthaft nach Freude und Träumen streben. Nicht nur das. Sabria hofft auch, daß die Kinder aus eigener Kraft sich selbst übertreffen. Im Jahre 2004 haben Sabria und Paul und sechs ihrer Schüler gemeinsam als erste Blindengruppe den schneebedeckten Gipfel des Kyla erklommen, der 6.500m ü.d.M. aufragt [der Film „Blindsight“ wurde mit zahlreichen Publikumspreisen prämiert].

Die Lehrerin ist mein Vorbild

Bei der abendlichen Preisverleihung war Sabria leider nicht anwesend, weil sie nach Indien gereist war, um dort noch eine Blindenschule zu eröffnen. Deshalb nahm ihre tibetische Schülerin Yüdschen die Auszeichnung für sie entgegen. Yüdschen erzählte, daß sie 1999 als blindes tibetisches Mädchen in die Schule eintrat. Zuerst ging sie in die Mausklasse. Dann, als sie älter wurde, in die Tiger- und zuletzt in die Hasenklasse. Aus Holz geschnitzte Tierköpfe sind an den jeweiligen Klassentüren angebracht, so daß die Kinder durch das

Anfassen der Köpfe ihre Klasse nicht verfehlen können.

Als Yüdschen von ihren Erfahrungen in der Schule sprach, bewegten sich ihre Augenlider immer wieder, und sie erzählte: „Seit ich in der Schule bin, hat sich mein Leben völlig verändert. Sie hat mir Freude gebracht. Wenn ich mit Sabria zusammen bin, habe ich das Gefühl, bei meiner Familie zu sein – sie ist so liebenswürdig! Hier habe ich nicht nur drei Sprachen gelernt, sondern auch viele Freunde gefunden. Ich lebe mit neun Mitschülern in einem Raum. Da können wir plaudern, lernen und Meinungen austauschen.“ Zum Thema Wahrnehmung und Interessen brachte Yüdschen ein kleines Beispiel im Zusammenhang mit dem Fußballspiel der blinden Kinder. „Im Vergleich zu anderen Schulen hat unsere Blindenschule längere Pausen zwischen den Unterrichtsstunden. Wir haben eine ganze Stunde frei. Wenn es Fußballspiele gab, ging Sabria gerne in der Pause in den ersten Stock, um dort auf die Umrandung zu klettern und von dort aus den Geräuschen der Fußballer und dem Gelächter im Hof zu lauschen.“

Yüdschen und eine Mitschülerin hatten das Glück, in England studieren zu dürfen. Sie erzählte: „Unsere Klasse hatte mehr als hundert Schüler. Da waren nicht nur Engländer, sondern auch Japaner und Koreaner. Ich bin froh, daß sie wegen meiner Anstrengungen stolz waren, mich kennengelernt zu haben.“

Yüdschen ist an der Schule geblieben und ist nun als Englischlehrerin tätig. Ihre Erfolge verdankt sie hauptsächlich ihrer verehrten Lehrerin Sabria. „Die Lehrerin ist mein Vorbild. Von ihr habe ich gelernt, alles, was meine Augen nicht sehen können, durch das Gefühl und die Wahrnehmungen meiner Nase und der Ohren zu verstehen. Sie hat mir eine völlig neue Welt eröffnet. Gleichzeitig hat sie mich wissen lassen, daß wir mit starkem Willen imstande sind, unser Schicksal zu meistern!“

Sabria hat in Tibet nicht nur in Lhasa eine Schule eröffnet, sie und ihr Mann brachten vielmehr auch Licht nach Rikaze/Shigatse und gründeten dort außerdem eine Farm. Einerseits, um etwas zu verdienen, andererseits, um den blinden Kindern nach ihrem Schulabschluß einen Standort mit einer bekannten Umgebung zu bieten.

Obwohl sie selbst kein Licht sieht, hat sie weit entfernt von ihrem Heimatland blinden tibetischen Kindern Licht und Hoffnung gebracht. Dieser Engel des Lichts ist die gänzlich blinde Sabria Tenberken, und sie kommt aus Deutschland.



Yüdschen

Der Fengshui-Detektiv

Louise Appel

2003: Der Fengshui-Detektiv (engl.: The Fengshui Detective). Zürich: Unionsverlag. ISBN 978-3-293-20264-1

2004: Der Fengshui-Detektiv und der Geistheiler (engl.: The Fengshui Detective Goes South). Ebd., ISBN 978-3-293-20294-2

2005: Der Fengshui-Detektiv und der Computertiger (engl.: The Fengshui Detective's Casebook). Ebd., ISBN 978-3-293-20322-8

2007: Shanghai-Dinner – Der Fengshui-Detektiv rettet die Welt (engl.: The Shanghai Union of Industrial Mystics). Ebd., ISBN 978-3-293-20431-7

2009: Der Fengshui-Detektiv im Auftrag Ihrer Majestät (engl.: Mr. Wong Goes West). Ebd., ISBN 978-3-293-00407-8

Sämtlich aus dem Englischen übersetzt von Ursula Ballin

Die Serie spricht alle an, die sich für (Ost-)Asien, seine vielfältige Kultur und den Ost-West-Dialog interessieren, aber auch Krimi-Fans und Freunde britischen Humors kommen auf ihre Kosten. Der Autor selbst garantiert Multikultur: Nury Vittachi, 1958 als Sohn indischer Eltern in Sri Lanka geboren, wuchs in England auf, studierte in London, heiratete eine Irin, zog mit ihr nach Hongkong, adoptierte dort drei chinesische Kinder und wurde zum Star-Journalisten englischsprachiger Medien wie der South China Morning Post. Nach der Übernahme Hongkongs durch die VR China (1997) erhielt Vittachi, der auf unabhängige, oft satirische Berichterstattung nicht verzichten mochte, Berufsverbot. Da erfand er seinen „Fengshui-Detektiv“, der inzwischen Weltruhm und Kultstatus genießt.

Held der Rahmenhandlung aller fünf bisher erschienenen Bände ist der chinesische Geomant C. F. Wong, der in Singapur eine Fengshui-Agentur betreibt, von einem Immobilienkonzern finanziert – bekanntlich wird in Ostasien bis heute zur „optimalen“ Ausrichtung von Gebäuden, Büros, Gärten, Gräbern usw. die alte Fengshui-Lehre angewandt.

Die besagte Lehre geht auf animistische religiöse Vorstellungen des chinesischen Hochaltertums zurück, wonach die Erde und ihre Atmosphäre von Energieströmen durchzogen sind, denen sich der Mensch anpassen muß, wenn er mit der natürlichen Umwelt harmonieren will. – „Feng-shui“ heißt wörtlich „Wind-Wasser“. Im Laufe der Zeit bildeten sich zwar allerlei abergläubische Praktiken heraus, die Wong übrigens ablehnt, doch der Grundgedanke eines rücksichtsvollen Umgangs mit der Natur wirkt keineswegs veraltet.

Wongs Geldgeber drängen dem Hagestolz und Frauenfeind, der alles Westliche verabscheut, eine Praktikantin auf: Joyce McQuinnie, ein schrilles, quirliges Teenie aus Australien, das anfangs nur für asiatische Spiritualität schwärmt, weil die „in“ ist. Das ungleiche Paar gibt dem Autor Gelegenheit, Vorurteile beider Seiten witzig aufs Korn zu nehmen. Außer Bargeld und kantonesischer Küche schätzt Wong die altchinesische Philosophie und arbeitet an einem Buch „Gesammelte Sprüche östlicher Weisheit“. Kurze Abschnitte daraus sind überall eingestreut und durchaus zum Meditieren geeignet. Ein beschauliches Leben ist ihm jedoch nicht vergönnt, denn in Ausübung seines Berufs stößt er hinter scheinbar harmlosen Aufträgen auf Verbrechen. Mit seinem Fengshui-Wissen klärt er sie auf, manchmal zu seinem Ärger unterstützt vom Scharfsinn der lästigen Joyce. Bald wird seine Agentur in ganz Asien für heikle, von den Polizeibehörden nicht gelöste Fälle herangezogen.

Der erste Band (2003) enthält neben der Rahmen-erzählung neun in sich abgeschlossene, mit schwarzem Humor gewürzte Geschichten, die den Leser mit kriminellen Aktivitäten im modernen Singapur konfrontieren und unter anderem auch nach Malaysia – bis tief in den Regenwald –, ins indische Delhi mit seinen mörderisch scharfen Currys, zur Immobilien-Mafia in Hongkong und in ein gar nicht so asketisches buddhistisches Kloster in Vietnam führen.

Der zweite Band (2004) bringt eine kontinuierliche Handlung, in deren Verlauf Wong mit Joyce nach Australien reist, um eine junge Frau aus Hongkong vor einem fanatischen malaysischen „Geistheiler“ zu schützen. Abgesehen von einer atemberaubenden Szene auf dem Dach der Oper von Sydney (mit dem „schlechtesten Fengshui der Welt“) fällt er gegen den ersten und alle weiteren etwas ab, da er Längen und unlogische Wendungen enthält.

Band drei (2005) besteht wieder aus neun einzelnen Erzählungen, ebenso aufregend und skurril wie die im ersten. Abermals löst Wong zusammen mit Joyce und seinem Freund und Partner, dem indischen Astrologen Sinha, seltsame Kriminalfälle, nicht nur in Singapur, unter anderem bei einem Zierfischhändler und einem Sammler wertvoller Oldtimer-Automobile, sondern auch in einem Fitness-Studio in Perth mit eingeplantem Herzinfarkt, im zwielichtigen Filmstar-Milieu von Bangkok, in

den Internet-Cafés von Hyderabad, wo der „Computertiger“ lauert, und in einer nicht geheuren Zeitungsredaktion in Manila. Joyce hat viel gelernt und beschließt, als Wongs Assistentin bei ihm zu bleiben, was er zähneknirschend akzeptiert.

Im vierten Band (2007) hat Wong mit Joyce ein Zweigbüro in Shanghai aufgemacht, wo die durchlaufende Handlung spielt, die der Autor stringenter als in Band zwei durchführt. Bis der fünfte Band erschien, hielt ich diesen für den bestgelungenen Titel der Serie: ein Feuerwerk grotesker Szenen, teils gruselig bis eklig (namentlich das Dinner mit lebenden Zutaten und grausigem Ausklang, woher die deutsche Übersetzung den Titel bezieht), teils sektiererische Veganer ironisierend, teils mit ernstem Hintergrund, die Unterdrückung der Uiguren in China betreffend, größtenteils dennoch zum Brüllen komisch: z.B. der schwerfällige FBI-Ermittler als hilfloser Gegenspieler der pfiffigen chinesischen Kommissarin, eine Karikatur des US-Präsidenten Bush am Schluß und vor allem die surrealistische Flucht von Wong & Co. mit einem explosiven Elefanten – das ist Klamauk vom Feinsten! Nur Philister können das Unwahrscheinliche des rasanten Wettlaufs bekritteln. Als Hintergrund liefert Vittachi ein unsentimentales Porträt des heutigen, aus allen Fugen geratenen Shanghai.

Auch der fünfte Band (2009) enthält einen durchgehenden Plot und Anspielungen auf aktuelle Probleme: den Kampf friedlicher und militanter Umweltschützer gegen ihren gemeinsamen Todfeind, den globalen Industriekapitalismus. Diesmal arbei-

ten Wong und Joyce in Hongkong. Ein britisches Konsortium will dort einen neuen Luxusjet vermarkten. In Kenntnis der Sensibilitäten potentieller asiatischer Käufer wurde Wong gebeten, vor der Präsentation das Fengshui auf dem Flieger einzurichten. Da geschieht an Bord der geparkten Maschine ein Mord. Wong ist begeistert: damit steigt nicht nur die Bedeutung seiner Arbeit, sondern auch sein Honorar. Der Fall scheint klar, der Täter, ein Umwelt-Aktivist und Ex-Freund von Joyce, wurde auf frischer Tat ertappt. Joyce glaubt trotzdem nicht an seine Schuld und ermittelt auf eigene Faust, was zu komischen Verwicklungen führt. Nebenbei entstehen auch hier stimmige Bilder von Hongkong, Kowloon und den New Territories. – Wong läßt sich widerstrebend darauf ein, mit dem Jet zurück nach London zu fliegen, wo ihn lukrative Aufträge der Queen „Mrs. Winzer“ erwarten. Joyce und Sinha begleiten ihn. Sie genießen den Komfort und die Gesellschaft prominenter Passagiere (Joyce flirtet mit einem „echten Royal“), bis sie mit Fengshui-Methoden auf Widersprüche im scheinbar gelösten Mordfall stoßen und dunklen Intriganten an Bord in die Falle gehen. Doch für Gute wie Böse wird der Flug zum Albtraum, die Katastrophe steht unmittelbar bevor. Mehr sei nicht verraten!

Ich las selten einen spannenderen und zugleich amüsanteren Unterhaltungsroman. Leider wird es, wie man hört, vorerst der letzte der Serie sein. Schade: Vittachis Fengshui-Detektiv besitzt entschieden Suchtpotential.

Besprechung der Publikation von Claire und Nicoline Hake:

Mein geteiltes Herz

Helga Buß¹

Hake, Claire / Nicoline Hake: Mein geteiltes Herz. Eine große Liebe zwischen Sumatra, Shanghai und Deutschland. Hamburg/Reinbek: Wunderlich Verlag (Rowohlt) 2010, 464 Seiten, zahlreiche Fotos. ISBN 978-3-8052-0887-1. – € 19,95.

Claires Vater hatte festgefügte Vorstellungen davon, wie Anfang des 20. Jahrhunderts ein Mädchen aus bürgerlichem Haus in der Schweiz aufwachsen sollte. Der Inhaber der Firma Wenk & Wildhaber in St. Gallen, die jungen Paaren ihre komplette Aussteuer und Einrichtung verkaufte, schickte seine Tochter Claire zur Erziehung in ein Pensionat in der Französischen Schweiz. Der Vater dringt dar-

auf, daß die wildere seiner beiden Töchter ihre Berufsausbildung in der väterlichen Firma macht. Claires Schwester Louise folgt nach ihrer Heirat ihrem Mann an seinen Arbeitsplatz auf einer Plantage auf Sumatra. Für Claire bietet sich deshalb 1924 die unerwartete Gelegenheit, der väterlichen Kontrolle zu entweichen, indem sie in Louises Haushalt die Verantwortung für die Erziehung ihres zweijährigen Neffen übernimmt.

Auch nach dem Ersten Weltkrieg sahen die Eltern noch ihre wichtigste Aufgabe darin, ihre Töchter zu behüten und den Kontakt zu geeigneten Heiratskandidaten anzubahnen, die sie selbst für pas-

¹ Quelle: buchtips.net, gesehen am 12. März 2010, leicht bearbeitet.

send hielten. Claire wird nun abrupt mit der Tatsache konfrontiert, daß manche europäische Pflanzer und Manager ihre ersten sieben Vertragsjahre auf Sumatra mit einer einheimischen Frau verbringen, die sie mitsamt den gemeinsamen Kindern spätestens dann fortschicken und auszahlen, wenn sie aus ihrem ersten Heimaturlaub mit einer weißen Ehefrau zurückkehren. Die jüngere Schwester der Hausherrin beobachtet das Verhältnis zwischen den weißen Kolonialherren und dem einheimischen Personal sehr kritisch und nimmt in ihren Lebenserinnerungen kein Blatt vor den Mund. Claire Hakes Bericht zeichnet sich durch ihr unerschrockenes kritisches Urteil über die Hierarchien aus, die in Niederländisch Ost-Indien von den Kolonialherren

vorgegeben wurden und auch von den deutschen Angestellten nicht in Frage gestellt werden durften. Als Schweizerin hat Claire einen unvoreingenommenen Blick auf die weißen Herren, ihr Urteil ist von persönlicher Integrität und Mitgefühl geprägt. In dieser Situation, in der die Niederländer definieren, wer mit wem gesellschaftlich verkehren darf, lernt Claire den charismatischen Deutschen Gustav Hake kennen. Er ist erheblich älter als Claire und sieht unverschämt gut aus. Doch für Claires Schwager ist jemand, der „nur“ als Assistent auf einer Plantage arbeitet, als Claires Verehrer und Gast in seinem Haus indiskutabel. Auch Claires Vater wird nicht begeistert sein, wenn ein Deutscher um die Hand seiner Tochter anhält. Wie Claire ihren Gustav schließlich heiratet und bald darauf die Rolle der fürsorglichen Memtuan besar für das Personal eines großen Pflanzerhaushalts ausfüllt, ist eine fesselnde, sehr berührende Geschichte.

1938, als unter den auf Sumatra lebenden Deutschen noch niemand den nahen Ausbruch des Krieges ahnt, müssen die Hakes die Weichen für die Schulausbildung ihrer Söhne stellen. Auf der

Suche nach einer geeigneten Schule in Deutschland spricht eine Mutter in ähnlicher Situation den Satz aus, der Titel von Claires Erinnerungen werden wird: „Wir sind die Frauen mit den geteilten Herzen“ (die Mütter, die sich von ihren Kindern trennen müssen).

Während Hakes Söhne im vermeintlich sicheren Deutschland zur Schule gehen, werden schon am Tag des deutschen Einmarsches in Holland am 10. Mai 1940 alle deutschen Männer in Niederländisch-Indien interniert und später in ein britisches Lager am Fuße des Himalaja transportiert, die Frauen und Kinder durchlaufen verschiedene Internierungs-Lager. Claires unfreiwillige Odyssee führt sie bis nach Japan und Shanghai.

Aus heutiger Sicht wissen wir, wie lange der Zweite Weltkrieg Claire und Gustav voneinander trennen wird. Als die beiden sich nach abenteuerlichen Umwegen schließlich in Deutschland wiedersehen, ist Gustav ein alter Mann, auf dessen Erfahrungen als Pflanzer im zerbombten Deutschland niemand gewartet hat.

Claire Hake konnte ihre Enkelin Nicoline stets mit ihren Erzählungen aus Sumatra fesseln. Die Enkeltochter bewunderte das Rebellische an ihrer selbstbewußten Großmutter. Die fesselnden Erzählungen ihres Vaters aus seiner Kindheit gaben Nicoline Hake den letzten Anstoß, die Lebensgeschichte ihrer Großmutter niederzuschreiben und die historischen Hintergründe der Ereignisse zu kommentieren. Für ihre erklärenden Anmerkungen hat die Autorin zahlreiche Quellen, Briefe und Zeitzeugnisse genutzt. Nicoline und Claire Hakes faszinierendes Zeugnis eines ungewöhnlichen Lebensweges fesselt und berührt nachhaltig durch die integre, tatkräftige Persönlichkeit der Claire Hake und ihren kritischen, nüchternen Blick auf die Epoche des niederländischen Kolonialismus in Indonesien.



Schaufensterwerbung für „Mein geteiltes Herz“ in der Buchhandlung Wilhelmshöhe in Kassel

Buchempfehlungen

Renate Jährling¹

Bertram, Jürgen: Die China-Falle. Abgezockt im Reich der Mitte. Frankfurt/Main: Fischer Taschenbuchverlag 2009, 240 S., ISBN 978-3-596-18314-2. – € 9,95.

Der Autor, Jahrgang 1940, hat als ARD-Korrespondent von 1985 bis 1992 in Peking gelebt und enge Beziehungen zu Vertretern der deutschen Wirtschaft, aber auch zu chinesischen Kadern ge-

¹ Wenn nicht anders angegeben.

habt. Er wird Zeuge des Massakers am 4. Juni 1989. Anhand von beispielhaften eigenen Erfahrungen, aber auch anhand von 167 zitierten, im Anhang aufgeführten Quellen belegt er die unverschämte Produktpiraterie der chinesischen Wirtschaft. Vor dem kulturellen Hintergrund der Lehre des Konfuzius und gefördert durch staatliche Dienststellen kennen Studenten, Ingenieure, Kaufleute und Unternehmer keine Schuldgefühle. Sie haben daher auch keine Hemmungen, geistiges Eigentum ausländischer Firmen zu stehlen und patentgeschützte Techniken täuschend echt nachzubauen. Der innovativen deutschen Wirtschaft entstehen dadurch jährlich Verluste, die der Autor mit 30 Mrd. Euro angibt. Besonders schlimm wird es, wenn die nachgebauten Geräte Sicherheitsmängel aufweisen, Textilien Giftstoffe enthalten oder Medikamente nicht dem hohen Standard deutscher Pharmafirmen entsprechen.

In 20 Kapiteln hat sich Bertram mit den verschiedenen Formen der Produktpiraterie beschäftigt und mit durchweg spannenden Beispielen illustriert. Er beschreibt die schamlose Ausbeutung der Arbeiter in der modernen chinesischen Hierarchie mit ihrer Allmacht der Kader. Am Ende stellt er das 2007 eröffnete Plagiatsmuseum in Solingen über die Wirtschaftskriminalität im 21. Jahrhundert vor. Das Museum vergibt einen Oskar für Dreistigkeit: „Gewinner“ 2008: China mit einer Fabrik in Canton.

Alexander Kast

Hake, Noline / Schomann, Stefan / Eberspächer, Cord (Hrsg.): Jenseits von Shanghai. Eugen Flegler: Chinabilder 1936-1938. München: Dölling und Galitz Verlag, in Kooperation mit dem Konfuzius-Institut Düsseldorf 2010, 103 S., ISBN 978-3-86218-000-4. – € 16,90.

Dieser ansprechende Bildband mit zweisprachigen (deutsch und chinesisch) Bildunterschriften und Aufsätzen ist in erstaunlich kurzer Zeit entstanden. Im August 2009 trafen sich zwei der späteren Herausgeber beim KWS-Treffen¹ in Hamburg erstmals mit Gertraud, der Tochter des Hobby-Fotografen Eugen Flegler, zum Gespräch. Noline Hake war zuvor im Zuge der Recherchen für ihr Buch „Mein geteiltes Herz“² auf den Bilderschatz sowie auf den Journalisten Stefan Schomann gestoßen, der sich für sein Projekt „Letzte Zuflucht Shanghai“³ bereits intensiv mit dessen Geschichte der 1930er und 1940er Jahre beschäftigt hatte. Von den rund 600 Bilddokumenten aus China hingerissen, setzte er sich umgehend für deren Veröffentlichung ein.

¹ Kaiser-Wilhelm-Schule Shanghai.

² Siehe Rezension S. 31f.

³ Siehe StuDeO-INFO April 2009, S. 33.

In Zusammenarbeit mit dem Konfuzius-Institut in Düsseldorf, das seit Januar 2010 von dem Sinologen und Historiker Cord Eberspächer geleitet wird, entstanden eine Ausstellung (sie ging am 18. Juli zu Ende) und nun dieser Bildband.

Eugen Flegler unterrichtete von September 1936 an zwei Jahre lang als Professor für Elektrotechnik an der Tongji-Universität, anfangs in Wusong, 20 km nördlich von Shanghai an der Mündung des Huangpu in den Yangtsekiang gelegen. Nach weitgehender Zerstörung der Universitätsgebäude durch japanischen Granatenbeschuss im Sommer 1937 folgte er der Tongji zunächst auf ihrem „Langen Marsch“.⁴ Der ungewissen Lage wegen beschließt die Familie Flegler jedoch im Herbst 1938, nach Deutschland zurückzukehren.



In den Reisfeldern von Wusong

Ebd., S. 50

In seiner freien Zeit widmet sich Prof. Flegler seiner großen Leidenschaft, der Fotografie. Mit der Kleinbildkamera Leica III hält er Beobachtungen in seiner chinesischen Umgebung mit geübtem Auge fest. Er fotografiert hauptsächlich Alltagszenen in ländlichen Gebieten und Impressionen von seinen Reisen nach Peking und einem Urlaub in Tsingtau, aber auch dramatische Szenen der Kriegereignisse in Shanghai. Nach einem kurzen Aufenthalt in Canton im Januar 1938 (nicht bei einem Kongreß, wie S. 68ff. irrtümlich angegeben)⁵ entstehen Aufnahmen auf seiner Rückreise nach Shanghai auf Wasserwegen durch das Land. „Als Ingenieur faszinieren ihn [auf seinen Streifzügen durch das Yangtsedelta und anderswo] vor allem die besonderen Bewässerungsmethoden sowie eigentümliche Transportmittel wie Sänfte oder Riksha“ (S. 55).

Für die Abbildungen standen zunächst fast nur winzige Kontaktabzüge zur Verfügung, die der Fotograf Walter Mayr für ihre erstmalige Veröffentlichung technisch aufbereiten konnte. In welchen „interessanten Zeiten“ die Fotos entstanden sind, erfährt der Leser in den beiden aufschlußreichen

⁴ Siehe StuDeO-INFO September 2008, S. 22f.

⁵ Siehe StuDeO-INFO Dezember 2009, S. 34.

Aufsätzen „China und Deutschland am Vorabend des Zweiten Weltkrieges“ (Eberspächer) und „Mythos Shanghai. Vom Ende einer Ära“ (Schomann).

Jungnickel, Jürgen: Im Bambuskäfig. Meine Erlebnisse als Kind in China 1940-1949. Fuchstal: Verlag des Biographiezentrums 2008, 311 S., ISBN 978-3-940210-29-6. – € 19,80.

Der Verfasser wurde im April 1940 als Sohn des Kaufmanns Hans Jungnickel und seiner Frau Lisa in Dairen (heute Dalian) in der seit 1932 japanisch besetzten Mandchurei (Manchukuo) geboren, wo sein Vater zu jener Zeit für die „Gebrüder Böhler Edelstahlwerke“ (Bohler Bros. & Co.) tätig war. Seine Darstellungen beruhen zum Teil auf Briefen, die seine Eltern – die zuvor einige Jahre in Tokyo verbracht hatten – an ihre Verwandten in Deutschland geschrieben haben. Seine eigenen Erinnerungen beginnen etwa mit seinem vierten Lebensjahr, als die Familie ein Haus in dem am Meer gelegenen Ferienort Kakakashi (heute Xiajiahezi) südwestlich von Dairen bezog.

Schon früh zeigt der kleine Junge lebhaftes Interesse an seiner Umwelt, beobachtet genau und beweist Mut und Eigenständigkeit. Man lebt in einer internationalen Gesellschaft von Chinesen, Russen, Japanern und anderen Ausländern. „Wir Kinder lernten natürlich schnell ihre Sprache und unterhielten uns in einem Kauderwelsch von Deutsch-Chinesisch-Russisch-Englisch-Japanisch“ (S. 55). Unter den Nachbarn in Kakakashi beeindruckt ihn am meisten der im Exil lebende zaristische General a.D. Semjonow, der mit seinen Truppen einst gemeinsam mit Baron Ungern-Sternberg vergeblich versucht hatte, die Rote Armee aufzuhalten, und später in der Baikalsee-Region eine Schreckensherrschaft unterhielt (Semjonow wurde 1946 von den Sowjets gehenkt.)

Zu deutschen Kindern hat der Junge anfangs wenig Kontakt. Erst als 1945 einige Tage vor der japanischen Kapitulation sowjetische Truppen in das Land einmarschieren, ändert sich alles. Seine geliebte Kinderfrau, Maria Iwanowa aus Sankt Petersburg, verläßt ihn aus Angst vor den Rotarmisten, bevor sie näherrücken und das Haus der Familie Jungnickel beschlagnahmen. Die Jungnickels haben mehr Glück als andere: der Sowjetsoldat Boris beschützt sie und setzt sich wiederholt dafür ein, daß die Mutter mit Sohn und Tochter Gi-

sela in ihrem Haus wohnen bleiben kann. Der inhaftierte Vater wird sogar schon nach wenigen Tagen unversehrt nach Hause entlassen.

Doch bald geraten auch die Jungnickels in die Gewalt der Sowjets: „Dawei, dawei!“ [los, los!], brüllten sie, „in fünfzehn Minuten fahren wir los! [...] Eben noch der ‚smally master‘, der kleine Herr, und jetzt den Launen dieser Horden ausgeliefert!“ (S. 93). Die Soldaten schaffen die deutschen Familien mit ihren wenigen Habseligkeiten auf Lastwagen in den Hof des Deutschen Konsulats in Dairen, wo Angehörige der NSDAP, Botschaftsangehörige und Kaufleute aussortiert und nach Sibirien transportiert werden. Nur Ingenieure werden zurückbehalten, weil sie für technische Aufgaben gebraucht werden. Wieder großes Glück: Der Kaufmann Jungnickel kann sich glaubhaft als Ingenieur ausgeben, weil er in jungen Jahren interesshalber in den VDI (Verein Deutscher Ingenieure) eingetreten war. Seine Parteizugehörigkeit spielt plötzlich keine Rolle. Mit ihm bleiben eine Handvoll Männer, einige Dutzend Frauen und etwa zehn Kinder in Dairen zurück.



*Jürgen und Gisela Jungnickel
mit der Amah und dem Koch Sin*

Die Deutschen werden wie militärische Gefangene in ein großes Gebäude in der Ka-idecho verlegt, das sie „Hotel Ka-idecho“ nennen. Während der Vater seinen „Brockhaus“ zur Hand nimmt und sich für seinen ersten Auftrag, eine Richtfunkantenne zu installieren, informiert, erkundet der Sohn die Stadt, schaut dem bunten Treiben der Chinesen zu, läßt sich in Kämpfe mit russischen, meist älteren Jungen ein und versucht sich in kleinen „schwarzen“ Geschäften auf dem chinesischen Diebesmarkt. Seine abenteuerlichen, oft gefährlichen

Erlebnisse erinnern an Mark Twains Lausbubengeschichten „Die Abenteuer Tom Sawyers“. Eine Lehrerin der ehemaligen Deutschen Schule Dairen bringt den Kindern Rechnen, Lesen und Schreiben bei. Die Erwachsenen arbeiten für die sowjetische Besatzung oder schlagen sich und ihre Familien notdürftig mit Handarbeiten und illegalen Geschäften durch.

Im Glauben, daß bereits 1946 alle Deutschen China verlassen haben – hier irrte der Verfasser und tut das noch: tatsächlich wurden 1947 wieder zahlreiche Deutsche aus vielen Teilen Chinas repatriert, und andere blieben noch jahrelang –, meint man, vergessen worden zu sein, und die Hoffnung auf Heimreise schwindet. Ab 1949 werden sogar Fluchtmöglichkeiten erörtert. Nach Intervention

des OAV Hamburg⁶ bei der amerikanischen Regierung und bei General MacArthur erlaubt die russische Militärkommandantur schließlich ihre Ausreise. Auf dem für Hochseefahrten eigentlich ungeeigneten Kahn „Umba“ mit russischer Besatzung treten etwa 40 Deutsche Ende 1949 die Reise nach Japan in dem ihnen zugewiesenen vorderen Laderaum ohne Bullaugen an. Als ein Taifun aufzieht und die Wellen immer höher schlagen, nageln die Matrosen die Luken zu, damit kein Wasser eindringt. Im Dunkeln eingesperrt wartet die Gruppe voller Angst, was auf sie zukommt. Der Mannschaft gelingt es jedoch, das Schiff durch den gewaltigen Taifun sicher in japanische Gewässer zu steuern. Die Deutschen werden zunächst in einem amerikanischen Barackenlager in Yokohama gut versorgt, bevor sie über Okinawa, Hongkong, Karachi und weitere Zwischenstationen ausgeflogen werden und in Frankfurt wieder deutschen Boden betreten.

Unterstützt vom Biographiezentrum im bayerischen Fuchstal hat Jürgen Jungnickel seine Kindheitserinnerungen niedergeschrieben, die er mit zeitgeschichtlichen Fakten anreicherte. Dabei ist ein gut dokumentierter und lebendiger Bericht über eine wenig bekannte Episode innerhalb einer schweren Zeit entstanden, der berührt und sich zu lesen lohnt.

Walravens, Hartmut (Hrsg.): „Und der Sumeru meines Dankes würde wachsen“.⁷ Beiträge zur ostasiatischen Kunstgeschichte in Deutschland (1896-1932). Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2010, 207 S., ISBN 978-3-447-06230-5. – € 48,00. In diesem vierten Band mit Beiträgen zur ostasiatischen Kunstgeschichte in Deutschland legt der Herausgeber im ersten Teil, unter Mitarbeit seiner Kollegin Setsuko Kuwabara, die Briefe des Ethnologen und Kunstwissenschaftlers Ernst Große an seinen Freund und Kollegen Otto Kümmel (1874-1952) vor.

Ernst Große (auch Grosse geschrieben), 1862 in Stendal geboren, war 36 Jahre lang Privatdozent an der Universität Freiburg. Er starb 1927 an einer Grippe, an der er zeitlebens immer wieder von neuem litt. Als die neugegründete Ostasiatische Kunstabteilung der Berliner Museen das Vorkaufsrecht für Kunstgegenstände aus der Sammlung des

verstorbenen Kunsthändlers Hayashi Tadamasu erhält, reist Große 1906 nach Japan, um dem von Berlin ausgesandten Otto Kümmel bei der Auswahl der Stücke zu helfen. Während Kümmel Ende 1908 nach Berlin zurückkehrt, bleibt Große, inzwischen zum wissenschaftlichen Berater der Deutschen Botschaft in Tokyo und der Gesandtschaft in Peking ernannt, bis 1913 in Japan (bei seinem Besuch in Peking im Winter 1911/1912 gerät er in die Revolutionswirren), um weitere Ankäufe für seine Auftraggeber zu tätigen.

Größe hat auf diese Weise nicht nur die japanische Sammlung des späteren Museums für Ostasiatische Kunst entscheidend mitgeprägt, sondern auch dessen Gesamtkonzeption durch seine wegweisenden Vorstellungen von den Aufgaben eines Museums. Seinen Beitrag schildert Große 1924 selbst in dem Aufsatz „Mein Anteil an dem Aufbau der Staatlichen Ostasiatischen Kunstsammlung in Berlin“ (S. 95ff.).

Die in auch für Laien verständlicher Sprache geschriebenen 71 Briefe aus den Jahren 1896 bis 1913 sind vor allem an Kümmel gerichtet, daneben auch an seine Adoptivmutter und Kunstsammlerin Marie Meyer und den Berliner Museumsdirektor Wilhelm von Bode. Sie betreffen im wesentlichen seine Tätigkeit auf dem japanischen Kunstmarkt und seine Beurteilung von Kunstwerken.

Der im zweiten Teil vorgestellte Briefwechsel von 1926 bis 1932 zwischen dem Kunsthistoriker Gustav Ecke (1896-1971) und dem Architekten Ernst Boerschmann (1873-1949) betrifft die Vorbereitung zum dritten Band von „Die Baukunst und die religiöse Kultur der Chinesen“, wobei Boerschmann den an der Universität Amoy lehrenden jungen Kollegen um fachliche Hilfe bittet, z.B. um zuverlässige Informationen über Fotos und die dortigen Stupas. Dieser Band erschien 1931 mit dem Untertitel „Pagoden“.

Die Korrespondenz wird fortgesetzt, als Ecke von 1928 bis 1933 als Professor an der Ch'ing-hua-Universität in Peking lehrte. In seinen Briefen aus dieser Zeit werden Kollegen wie Walter Fuchs, Erich Haenisch, Ferdinand Lessing, Erwin Rousselle, Richard Wilhelm erwähnt, und gelegentlich fallen so bekannte Namen von Chinadeutschen wie Hedda Hammer, Kreier, Herbert Müller, Staël-Holstein und Hartung, in deren Photo-Shop man Filme entwickeln läßt, Kunstaufnahmen kauft und sich Rat holt oder Auskünfte einholt wie diesen: „Frau [Amalie] Hartung bestätigt mir meine Annahme, daß die von Ihnen übersandte Lama-Pagode nach Dolonor gehört. Sie kennt die sämtlichen Aufnahmen der Expedition Hedin, die auch dorten sich betätigt hat“ (Ecke an Regierungsbaurat Boerschmann am 16.1.1931, S. 124).

⁶ Zu der Betreuung der in Ostasien Internierten durch den OAV siehe Bernd Eberstein: Der Ostasiatische Verein 1900-2000 (2000), S. 132-143.

⁷ Sumeru bedeutet etwa „herrlicher Meru“. Der Berg Meru (Sanskrit) bildet gemäß der hinduistischen und buddhistischen Kosmologie das Zentrum des Universums. Der unvorstellbar hohe Berg wird als Wohnsitz der Götter und Schutzgottheiten angesehen.

Die Briefe sind sorgfältig und ausführlich kommentiert, bei Walravens eine Selbstverständlichkeit. In den Einleitungen informiert er über das Leben der Gelehrten und über Hintergründe und

Inhalte ihrer Briefwechsel. Schriftenverzeichnisse von Gustav Ecke und Ernst Boerschmann sowie hilfreiche Namensregister runden die Publikation ab.

Vermischtes

Leserbriefe

Haben Sie ganz herzlichen Dank für Ihre Übersendung vom StuDeO. Ich lese es mit größtem Interesse. Ich war von 1938 bis 1946 in Shanghai und dann noch mal im Ausland, von 1958 bis 1962 in Athen. Peter Cortum war in Shanghai [*drei Jahre, von 1938 bis 1941*] mein Schüler. Ihnen alles Gute für Ihre Arbeit.

Ursula Bareuther Nitze, Stuttgart

Anm.: Die Studienassessorin Ursula Bareuther Nitze, geb. am 29.1.1909 in Dresden, die zuvor an der Städt. Höheren Mädchenschule in Dresden-Blasewitz unterrichtet hatte, nahm zu Beginn des Schuljahres 1938/1939 ihre Lehrtätigkeit an der KWS Shanghai auf. Sie führte dort abwechselnd die 1., 2. und 3. Klasse jener achtklassigen Oberschule und gab den Mädchen Turnunterricht.

Zu Hans-Alexander Kneider, dem Verfasser des im April-Heft vorgestellten Buches „Globetrotter, Abenteurer, Goldgräber“, ist noch etwas nachzutragen. Der ZEIT vom 15.4.2010 bzw. dem Artikel von Christian Schmidt-Häuer „Ein Deutscher in Korea“ entnehme ich, daß Herr Professor Kneider als erster Ausländer ein Dongjang, ein Bezirksbürgermeister, im Stadtteil Seongbuk-Gu von Seoul, geworden ist. Als solcher ist er Hausherr des neuen

Multicultural Village Center, das der Begegnung zwischen Ausländern und Koreanern dienen soll. – Kneider ist somit auf kommunaler Ebene ein Nachfolger Paul Georg von Möllendorffs, der im 19. Jahrhundert als erster Deutscher, ja überhaupt Ausländer ein hohes Staatsamt bekleidete, und den er in seinem Buch eindrücklich beschreibt.

Günter Böhnke, Niederaltich

Ich wollte zu der sehr interessanten Ausgabe April 2010 gratulieren. Der Artikel über Walter Spies hat mir neue Erkenntnisse gebracht. Ich besitze einige Bücher von ihm (Tanz und Musik) und konnte auch einige seiner Bilder in der Agung Rai Galerie in Ubud betrachten. Vor seinem Tod konnte ich noch Ida Bagus Made, auch in Ubud, besuchen. Er

kannte Spies gut. Die Bilder, die Ida Bagus Made mir anbot, waren mir zu teuer. Wie man mir später sagte, hätte ich mindestens eines kaufen sollen, da er nur dann ein Bild verkaufe, wenn er wieder einen Tempel erbauen wolle. Außerdem könne man jetzt seine Bilder mit großem Gewinn veräußern.

Theodor Heinrichsohn, Leverkusen

Interessant war der Bericht von Pater Peter Gerhards, der im Herbst 1979 China wiedersah und meinte, seine Reisegruppe sei die erste nach der „Befreiung“ gewesen. Das ist ein Irrtum, denn wir waren auch im Herbst 1979 in China unterwegs, und zwar auf unserer Wiedersehensreise mit einer anderen Gruppe. Er reiste sozusagen „incognito“. Alle mir bekannten Theologen gaben bei ihren ersten jetzt wieder möglichen Chinareisen im Visumsantrag als Beruf „Lehrer“ an, was ja auch nicht ganz falsch war. Bei der Angabe „Pfarrer“ oder „Missionar“ hätten sie vielleicht kein Visum bekommen. Daß erst noch wenige ausländische Touristengruppen unterwegs waren, sahen wir am großen Interesse, mit dem uns vor allem die chinesische Jugend begegnete. Wie oft knipsten sich

beide Seiten gegenseitig! In späteren Jahren erregte man keine große Neugier mehr; es gab ja so viele fremde Touristen!

Der Pater fand dann ja auch kaum Christen, als er nach ihnen suchte. Sie hielten sich damals noch im Hintergrund, was sich später schnell änderte. Unsere kleine Kirche in Changsha [*sie gehörte ursprünglich der Liebenzeller Mission*] diente damals einer staatlichen Druckerei als Warenlager. Durch das kaputte Dach schienen Sonne und Mond herein. Aus einer größeren Kirche, die einer amerikanischen Mission gehört hatte, war eine Fabrik geworden. Sie wurde aber als erste jener Mission zurückgegeben. Niemand konnte sich damals vorstellen, wie schnell China sich verändern würde.

Berta Kleimenhagen, Stuttgart

Das neue StuDeO-INFO war wieder sehr interessant: Da ist zum einen der Artikel über Walter Spies, den ich ob der Vielfalt seiner Fähigkeiten immer sehr bewundert habe. Meine Frau Brigitte und ich wohnten zweimal im Campuan-Hotel bei Ubud auf Bali. Ubud ist ein alter Künstlerort, etwa 50 km nördlich von den Ferienanlagen in Sanur und Kuta. Das Haus im balinesischen Stil wurde von Freunden für Walter Spies am Ortsrand gebaut an einem tiefen Taleinschnitt der „Campuan“-Flüsse und wurde zur Keimzelle für das spätere Campuan-Hotel. Unterhalb des Hauses erkennt man heute noch die in eine Felswand gemeißelten Worte der Erinnerung an Walter Spies. Weiter unten befindet sich das kleine Schwimmbad, das die Millionärin Barbara Hutton finanziell ermöglichte, indem sie ihm einige seiner Gemälde abkaufte.

Er war wirklich ein Universalgenie, und es ist tragisch, daß ein Mann wie er schon ziemlich jung sterben mußte. Er befand sich auf der „van Imhoff“, einem der drei Transporter, die die internierten deutschen Männer von Atjeh, Nord-Sumatra, nach Britisch-Indien bringen sollten. Mein Vater [Paul Jährling] war ursprünglich für die später versenkte „van Imhoff“ vorgesehen. Aus irgendei-

nem Grund wurde er auf einem der anderen Transporter eingeschifft. Sein Gepäck blieb auf der „van Imhoff“. –

Zum anderen der Bericht über die Familie Kranz: Ich war überrascht, erst jetzt zu erfahren, daß Karl Kranz und ich auf derselben holländischen Privatschule waren und denselben beliebten Lehrer hatten, eben jenen Mr. Scheepmaker. Karl war allerdings zwei Klassen weiter und schon auf der Oberschule, als ich 1938 nach der Rückkehr aus Deutschland auf jene Privatschule kam. Wir haben uns dieser Tage ausführlich über die alten Zeiten in Batavia unterhalten. Erstaunlich, welche Verbindungen das StuDeO immer wieder zustande bringt. Die erwähnte Schule – immer CAS genannt – gehörte der Carpentier Alting Stichting (Stiftung) in Batavia. Als am 1. September 1939 der Zweite Weltkrieg begann, war ich eine Klasse weiter und hatte einen anderen Lehrer. Dieser Kerl pöbelte mich als Deutscher vor der Klasse an, und meine Eltern mußten mich auf eine andere Schule schicken. Die Holländer sympathisierten ja mit den Engländern. Dann war es aus mit Schule – vom 10. Mai 1940 bis Peking September 1941.

Heinrich Jährling, Melbourne

Haben Sie vielen Dank für die StuDeO-Zeitung, mit u.a. den Korea-Beiträgen. Sie wissen gar nicht, wieviel Freude Sie mir damit gemacht haben.

Seit ca. 30/40 Jahren forsche ich nach Verwandten der Familie meines Mannes. Der in der Rezension auf S. 26 genannte Name Wolter ist mir aus den Unterlagen der Mautner Markhof in der Weise bekannt, daß dem Handelsherrn Carl Andreas Wolter in Chemulpo [heute ein Bezirk der Hafenstadt Incheon] eine Tochter geboren wurde namens Elsa Alice. Diese heiratete den Dipl. Landwirt Freiherr

v. Wieser, dessen Mutter Christine eine geborene Mautner v. Markhof war, d.h. eine direkte Cousine meines Schwiegervaters Georg Anton Mautner Markhof. Elsa Alice wanderte mit ihren vier Kindern nach Brasilien aus, wo sie betagt starb.

Almuth Mautner Markhof, Wien
Anm.: Recherchen ergaben außerdem, daß der dem StuDeO bekannte Jimmi Wolter ein Enkel von Carl Andreas Wolter und Neffe von Elsa Alice ist. Er wurde 1925 in Chemulpo geboren und wuchs in Mukden und Tientsin auf.

Gestern ist StuDeO-Info angekommen: tolle Überraschung, auf dem Deckel ein Bild von unserem geliebten Walter Spies zu finden und drinnen sogar einen Artikel über ihn. Wir kennen ihn aus Bali. Dort haben wir in einem Privatmuseum das einzige Werk von ihm gesehen, das auf der Insel geblieben ist. Wir waren enttäuscht, kein einziges Werk von ihm in Dresden zu sehen. Er ist in Asien bekannter als in Europa, und seine Werke wurden in Hong

Kong und vor allem in Singapur verkauft. Leider sehr teuer.

Françoise Moreau-Arnold, Paris

Peter Hütz, der Verfasser des Artikels, ergänzt: Ich hatte in der Kunstgalerie Dresden nach den beiden Bildern gefragt, die nach meinen Unterlagen dort hängen sollten. Man antwortete, sie seien nach der Wende „restituiert worden“.

I like the mission of your magazine, which would keep all the Germans abroad or even in Germany

well informed about these kinds of stories that has connections to East Asia and South East Asia.

Cherry Salim, Jakarta

Vereinsnachrichten

◆ Mitglieder

StuDeO begrüßt erfreut diese jüngst eingetretenen Mitglieder:

Inge de la Camp (Kobe 1927-1949)

Ulrich Ebner (Shanghai 1939-1947)

Dieter Maier (Shanghai 1941-1946)

Rudolf Smend (seit 1972 häufig in Indonesien)

◆ Mitgliederversammlung 2010

Erinnert sei an die Mitgliederversammlung am Samstag, dem 2. Oktober 2010 (Beginn: 10.30 Uhr), in der Akademie Biggensee in Attendorn/Sauerland und an das damit verbundene Treffen, das Gelegenheit bietet, sich wiederzusehen, einander kennenzulernen und sich auszutauschen (vgl. StuDeO-INFO April 2010, S. 36ff.). Das Treffen

mit einem kleinen Rahmenprogramm beginnt am Nachmittag des 1. Oktober und endet am 3. Oktober nach dem Mittagessen. Allen Mitgliedern wurde Ende Juli eine ausführliche Einladung zugesandt. Die Akademie bestätigt übrigens die Zimmerreservierungen nicht und erwartet evtl. Absagen spätestens eine Woche vor dem Termin.

➔ Bitte unbedingt beachten ◀

Die Akademie benötigt für die Bestimmung des Tagungsraums nicht nur die Zahl der Tagesgäste am 2. Oktober, sondern auch deren Namen, um die Mahlzeiten vorbereiten und namentlich verbuchen zu können. Die Tagesgäste werden daher gebeten, sich **bis spätestens 20. September** bei Renate Jährling schriftlich anzumelden. Für die Teilnehmer, die in der Akademie übernachten, ändert sich nichts.

Inhalt

Marianne Beuchert und Siegfried Kehl: Alfred Unger – ein Gärtner auf Reisen. Exportgärtnerei L. Boehmer & Co. in Yokohama	3
Regine Oswald: Postsekretär Hermann Hinzpeters Aufenthalt in China von 1909 bis 1920	7
Ilse Martin Fang: Erinnerungen an meinen Aufenthalt in Canton 1933-1936	10
Hans Jürgen von Lochow: Als Reichsbahnrat in China von 1934 bis 1950. 1. Teil: Berater im nationalchinesischen Eisenbahnministeriums bis 1939	11
Wilhelm Meller: Rückkehr aus dem Heimaturlaub im Jahre 1937 in das im Krieg versinkende China	16
Sitara Mittag: Familie Kranz. 2. Teil: Das letzte Jahr in Niederländisch-Indien	21
Reiner Jordan: Erinnerungen an das Kriegsjahr 1945 in Kobe, Japan, und an die Familie Juchheim	25
Hartmut Walravens: Eine Erinnerung an Ilse Martin und Achilles Fang	26
Wang Yun: Licht aus dem Herzen. Sabria Tenberken, Preisträgerin 2009 von „China ist gerührt“	28
Louise Appel: Besprechung der Krimiserie von Nury Vittachi: Der Fengshui-Detektiv	30
Helga Buß: Besprechung der Publikation von Claire und Nicoline Hake: Mein geteiltes Herz	31
Renate Jährling: Buchempfehlungen	32
Vermischtes: Leserbriefe	36
Vereinsnachrichten	38

StuDeO „Ostasien-Runden“ Hamburg

Sonnabend, 30. Oktober 2010
um 12.00 Uhr

im Restaurant „NI – HAO“
Wandsbeker Zollstraße 25-29

Anmeldung jeweils bis spätestens eine
Woche vorher bei Peter Cortum

StuDeO-Runde München

(früher „Chinarunde“ genannt)

Samstag, 6. November 2010
um 12 Uhr im

China-Restaurant CANTON
Theresienstr. 49 – erreichbar mit U2

Anmeldungen bitte richten an:
Marianne Jährling
Renate Jährling ***

Machen Sie Urlaub im Wolfgang Müller Haus

Das Wolfgang Müller-Haus des StuDeO, das Pfarrer Müller bis zu seinem Tod bewohnte, steht in der kleinen Gemeinde Kreuth inmitten herrlicher Berge. Eine Vielzahl von Wegen laden ringsum zum Wandern ein, und für Sportive bieten hohe Berge und steile Gipfel Anreize. In unmittelbarer Nähe, nur ein paar Autominuten entfernt, liegt der Tegernsee und hinter der nahen Grenze zu Österreich der Achensee. Andererseits bieten zahlreiche Gesellschaftsspiele im Haus sicherlich willkommene Möglichkeiten zur Muße.

Das eher kleine Haus war für zwei Personen konzipiert und besitzt zwei Einbettzimmer, ein großes Wohn/Eßzimmer, Küche mit Geschirrspülmaschine, Badezimmer mit Badewanne und Waschmaschine sowie eine Gästetoilette. Es ist vollständig eingerichtet mit allem – außer TV und Radio –, was man zum Leben braucht. Für weitere Gäste stehen Klappbetten und Matratzen bereit.

Gäste, die mit dem Auto anreisen, werden um Mitnahme eigener Bettwäsche gebeten. Mit der Bahn Anreisende können die vorhandene Wäsche benutzen. Handtücher etc. sind selbstverständlich vorhanden.

Die Anreise per Bahn erfolgt von München Hbf nach Ort Tegernsee; von da bis nach Kreuth (ca. 8 km) verkehren Bus oder Taxi. Die Bushaltestelle in Kreuth befindet sich an der Hauptstraße, von da bis zum Haus läuft man etwa 10 Minuten leicht bergauf.

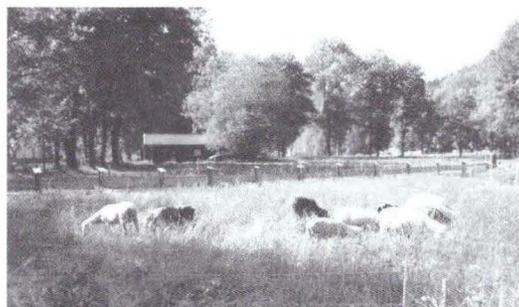
Anweisungen für die Benutzung des Hauses sommers wie winters und was beim Verlassen zu beachten ist, liegen aus. Die Schlußreinigung übernehmen die abreisenden Gäste selbst, d.h. sie hinterlassen das Haus so, wie sie es vorgefunden haben.

Unkostenbeitrag pro Tag bei bis zu 4 Personen pauschal 25,00 € (für StuDeO-Mitglieder), sonst 30,00 €; ab 5 Personen pauschal 30,00 bzw. 35,00 €.

Anfragen und Anmeldungen richte man bitte an Renate Jährling oder ***



Blick von der Wiese auf das Haus



Blick vom Haus auf die Wiese und die Berge

(***) Hinweis: der Klarname des Autors
erscheint nur in der Druckausgabe